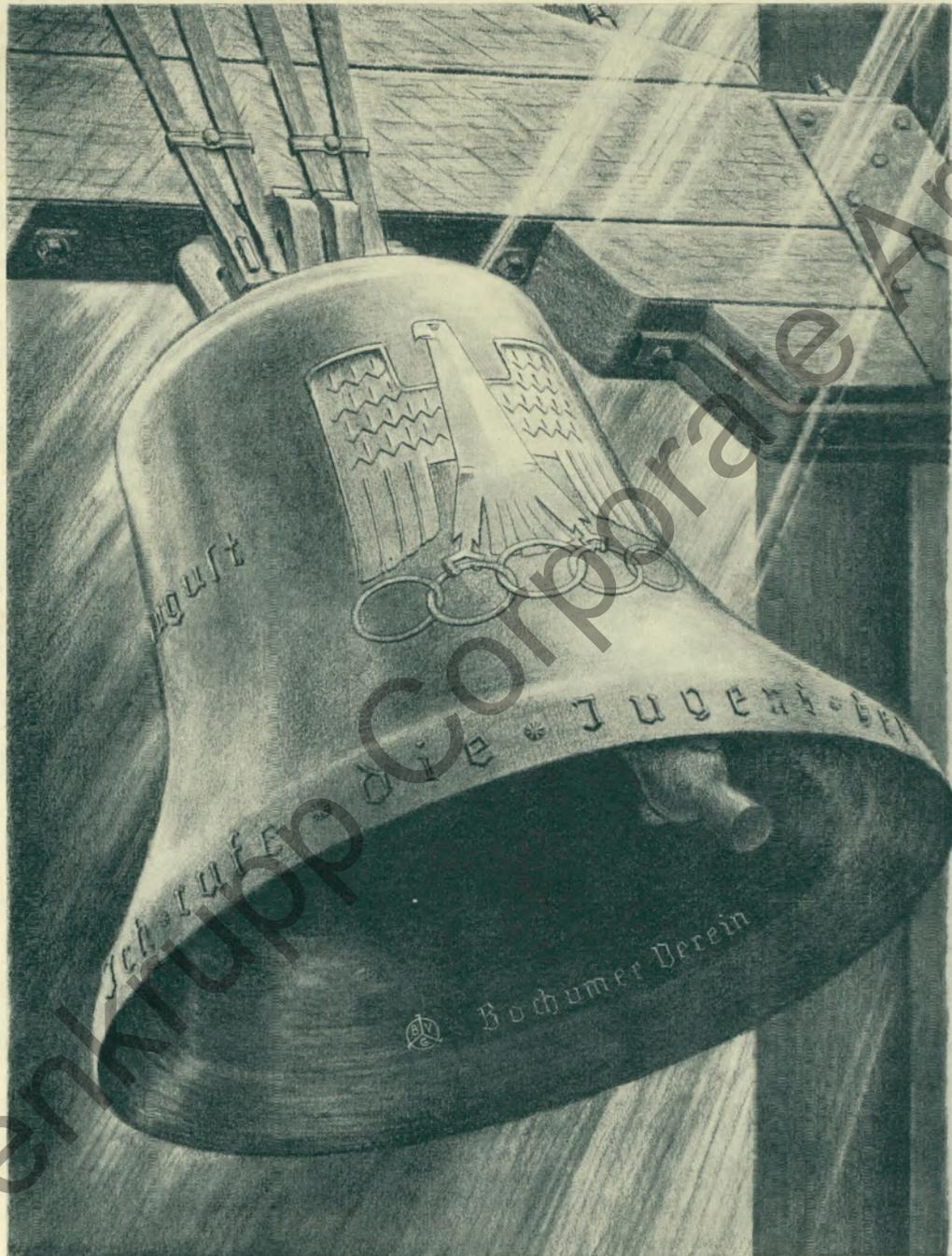


Das Wurf



Zeichnung von Julius Naumann.

„Ich rufe die Jugend der Welt!“

Die vom „Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation“ gestiftete Olympiabocke.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVI. Jahrg.

Düsseldorf



Februar 1936

Heft 2

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
XVI. Jahrg. Düsseldorf, Februar 1936 Heft 2

Nicht das Gesetz, gemeißelt in Stein,
Geschrieben auf gilbendes Pergament,
Nicht uralte Forderung
Bildet das Kind, zeigt ihm den Weg.
Nur dein eigen lebendig Wirken und Tun,
Nur dein stetig Streben und Mühen,
Nur, was du selbst bist, reizt,
Die dir folgen, zu Stufe und Stern,
Fügt, die dir Erben, zu Sippe und Stamm.

Leo Klee Klee

Vater und Mutter.

Von Richard Kabisch.

Wenn mich eins niedergehalten hat in diesen Jahren, daß ich nicht gegen den Himmel schoß mit meinem Wipfel, so war es die Rechtschaffenheit meines Vaters und die Liebe meiner Mutter. Und der unermüdlche Fleiß bei beiden.

Sie kamen alle zu meinem Vater und fragten um Rat. Er gab ihn nicht immer gleich, er sog oft an der Zigarre und sah in die Weite. Aber wenn er dann antwortete, sah er die Menschen scharf an, und seine Worte standen, als wären sie in Stein geschrieben. Wenn die Leute zweifelten und Einwände machten, antwortete er nichts mehr. Er hatte das Seine gesagt. Und sie taten meist, was er gesagt hatte. Sie wußten: Er wog nach beiden Seiten, wog Gut und Böse, wog Mein und Dein. Er wog dein Begehren und das Begehren deines Nächsten. Er wog Nutzen und Schaden, wog Gegenwart und Zukunft. Er war rechtschaffen.

Wenn er ging, der große, starke Mann, so war jeder Schritt ein Hieb; wo er den Stock hinsetzte, da klang es. Ich hätte nicht lügen können, wenn mich der Vater ansah.

Er hatte wohl Streit mit den Oberen. Er trug den Kopf aufrecht und bestand auf seinem Schein. Er konnte die Worte nicht wählen, wenn es galt, denen droben zu zeigen, daß auch hier unten ein Mann stehe. Ja, es mag wohl sein, daß er, der das Amt des Gemeindevorstehers bekleidete, in solchem Falle der Billigkeit vergaß. Die droben waren zu feist von der Wollust des Herrschens, sie waren zu langsam zum Hören und zu fühllos in der Tat. Es gab wohl Briefe, es gab wohl Ladungen und Gespräche, von denen der starke Mann mit heißer Stirn zurückkam. Aber wenn er dann auf und ab ging ohne Worte, mit raschem Schritt, und auch die Mutter schweigend um ihn sich regte — nichts hätte ehrfurchtgebietender sein können, als wenn er so hinabschluckte, was man ihm in die Kehle stieß durch höhere Gewalt.

Dieser Mann, der nur wollte, was gut war.

Mich hat nur eins vielleicht mit noch größerer Ehrfurcht erfüllt: die kleine Frau an seiner Seite.

Sie war so zierlich gebaut. Schwerlich hat sie je mehr gewogen als neunzig Pfund. Aber ihr Leben war Arbeit. Vielleicht zu schwere Arbeit. Pastorenblut floß in ihren Adern, und ihre Knochen waren für die ländlichen Verrichtungen nicht gebaut. Und doch mußte sie oft genug mit Wasser- und Milchmeiern sich schleppen und mit dem Viehfutter hantieren, wenn in der Ernte alle Mädchen auf dem Felde waren. Es war wohl das Gefühl, daß die Arbeit über ihre Kräfte ging, was jene tiefen Sorgenfalten Linie über Linie auf ihre Stirn gezeichnet hat, ohne die ich meine Mutter nicht gekannt habe. Auch wohl die Not, die oft genug als Gespenst im Winkel stand, nie hervortrat, aber mit großen Augen aus dem Dunkel sah. Und die Krankheit, die dann immer wieder und wieder den rohen Kampf aufnahm gegen diesen edlen Willen. Aber Herr über ihre Liebe und ihren Fleiß wurde nichts. Und unter den Sorgenfalten hervor strahlte der Reichtum inneren Lebens aus ihren Augen, wenn sie des Abends vor dem Berg von Flicksachen mit uns am Tisch saß und uns Kindern erzählte. Erst Hensche Fabeln und Grimmsche Märchen, Kinderlieder von Rückert und von Gull, dann Balladen von Uhland und von Schiller und biblische Geschichten. Uerschöpflich dünkt mich noch heute ihr Vorrat, und wenn mir diese Dichtungen vor das innere Ohr treten, so geschieht es noch jetzt mit dem phantasiebelebten Tonfall meiner Mutter. Zuletzt wurde ihr die Stirn heiß, und sie meinte, es sei genug. Aber auf unser Betteln behielten wir immer den Sieg. Wie sie selbst unter Magenkrämpfen

und Fieber nicht Nein sagte, wenn wir uns mit unsern Aufsatzthemen an ihr Bett setzten und die Anleitung zu schriftlicher Arbeit, die wir von unsern Lehrern nicht empfangen, von der Mutter beehrten. Was wissen Kinder von Ueberanstrengung? Welcher Handwerksbursch glaubt an die Schweißstropfen der Gelehrten am Schreibtisch? Wir hätten unserer Mutter mit gutem Gewissen auch den letzten Tropfen ausgepreßt. Aber doch, das Ganze dieser grenzenlosen Pflichterfüllung durchdrang unsere Seele mit unauslöschlicher Ehrfurcht.

Heute weiß ich es, daß in dem wahrhaftigen Mannesinn meines Vaters und in der Selbsthingabe meiner Mutter Gott zu mir trat, über mich kam und mich überwand. Als ich damals so geil in Saat schoß wie eine Salatpflanze, da hielt Gott mich zu Boden durch Vater und Mutter. Aus seiner Rechtschaffenheit und aus ihrer Liebe hat Gott zu mir eine Sprache gesprochen, die nicht zu überhören war. Den Vater liebte ich nicht; aber was Gott in ihm war, das betete ich an: seine Wahrhaftigkeit, seine Latkraft. Man hat mir später gesagt, ich bücke mich vor einer Täuschung, wenn ich hier sprechen wolle von göttlichem Wirken. Daß ich Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit als göttlich empfunden, das sei gekommen durch die Autorität meines Vaters und durch die Gewöhnung. Weil er mir Rechtschaffenheit predigte, darum war sie mir göttlich. Aber hat er sie mir gepredigt? Ich besinne mich kaum. Sein Leben war diese Predigt. Und anderes, was er mit Worten forderte, ging an mir vorüber, ohne daß ich das Knie davor krumm machte.

Und die stille Treue und Aufopferung meiner Mutter. Warum war sie mir heilig? Sie sprach doch nicht davon. Sie forderte nicht Nachahmung. Fast wehrte sie uns, wenn wir je einmal versuchten, ihr selber dienstbar zu sein, das gleiche zu leisten. Und wiederum, wieviel mahnte sie zu andern Dingen! Wie hoch hätte durch Autorität und Gewöhnung uns alles das steigen müssen, was Schicklichkeit heißt und gute Sitte! Denn das forderte sie unermüdlch mit Liebe und Eifer.

Ja, und die Fahrigkeit, die so manches Unheil verschuldete. Sie, die mein Lügen wohl mit lebhafter Phantasie entschuldigte, die es begreiflich fand, wenn wir den Weihnachtskuchen am liebsten selber aßen, sie konnte heftig zuschlagen, wenn wir in der Schalkhaftigkeit unserer Bewegungen ein Glas zerbrachen; denn „Junge, wie oft habe ich dir gesagt, daß du dich vorsehen sollst, wenn du am Schrank vorbeigehst“. Warum war mir doch Vorsicht und Schicklichkeit ein begehrenswertes Gut, aber Wahrheit und Aufopferung heilig? Ich weiß es genau, daß Autorität und Gewöhnung der Eltern diesen Unterschied nicht befestigt haben, weder durch Wort noch durch Gebärde, Ausdruck oder Tat. Und ich sah und sehe dasselbe bei andern Eltern und andern Kindern. Es liegt auch nicht daran, daß sie mir gesagt hätten, jene Gebote kommen von Gott. Ruhete mir doch umgekehrt die Autorität des Namens Gottes auf dem der Eltern. Auf dem, was sie mir da verkörperten von Gott, ohne daß sie es Gott nannten. Auf ihrer Wahrheit und ihrer Liebe. Ja, darauf ruhete mir die Ehrfurcht vor Vater und Mutter auch in jenen Jahren, wo sonst alle Ehrfurcht in mir zu wanken anfing. Und wenn sie selbst einmal sündigten, vielleicht der Vater gegen die Liebe oder die Mutter gegen die Wahrheit, nichts auf der Welt wehrte mir, an ihrer Autorität zu zweifeln. Es war mir Sünde, trotzdem Vater und Mutter es taten, und ich empfand so — ich weiß es genau und täusche mich nicht —, lange ehe sie mir das Wort Sünde gesagt hatten. Die Stimme Gottes redete lauter als die Stimme der Menschen, auch als die von Vater und Mutter.



Das Kind als schöpferisches Leben.

Von Margarete Weinhandl.

Mit fünf Lichtbildern von Ruth Hallensleben.

Es besteht eine wunderliche geheime Verbindung zwischen dem großen schöpferischen Menschen und dem Kinde. Man fühlt es: sie gehören irgendwie zueinander.

In Goethes Arbeitszimmer zu Weimar, wo bilderlose Wände, karge Geräte, Schreibtische, Pulte, Stühle den ernstesten Geist der Forschung, der Dichtung atmen, berührt eines am tiefsten das Herz: eine offene Schachtel mit bunten Stoffflecken, zum Spielen für sein jüngstes Enkelkind Alma bestimmt, wenn es sich bei ihm aufhielt. Und in seinem Tagebuch stoßen wir immer wieder auf Stellen, die auf sein Leben mit den Kindern, für die Kinder deuten. 21. März 1825: „Vorbereitung zum Kinderfeste... kamen die Kinder und suchten Eier.“ 21. Juli 1827: „... fuhr alsdann mit Wölschen in den Garten. Ich las Manzoni, der Knabe Tausend und einen Tag und schrieb sich die schweren Namen in eine Schreibtafel.“ 26. Juli: „Abends ... Wölschen zuliebe einiges Kindische.“ 29. Februar 1828: „Mittags die Kinder. Scherzhaft zum Schalktage eingeladen, damit sie sich einer solchen Epoche ihr ganzes Leben erinnern mögen.“ 8. Februar 1829: „Blieb für mich. Pfliegte Wölschen, der sich beklagte, dabei aber sehr artig war.“ 19. Februar: „Später Wölschen, welcher sich zu mir setzte und las. Ich ging mit ihm die Bilder seiner Kinder-

schrift durch.“ 12. Oktober: „Abends las ich ... Wölschen baute eine Stadt zusammen, bevölkerte sie mit allerlei Püppchen.“ 15. Oktober: „Mittags für mich. Alma spielte wohl eine Stunde allein und munter dabei.“ 6. Februar 1830: „Abends entsagte Wölschen auf meinen Rat der Curyanthe, dagegen spielte ich Domino mit ihm.“ 22. Dezember: „Mit Ottilien besorgte ich Weihnachtsgeschenke für die Kinder.“ 24. November 1831: „Die drei Kinder brachten den Abend bei mir zu. War ein jedes in seiner Art unterhaltend. Alma beschäftigte sich sehr artig mit Bleistift und Papier.“

Hinter solchen Worten bewegt sich mehr als großväterliches Wohlwollen gemeinhin, sondern die Inzigkeit und Kraft einer Teilnahme an allem, was die Kinder tun und treiben, die stille Freude an ihrer Gegenwart, liebende Beobachtung ihres Gebarens, willige Bereitschaft, seine sonst so unablässig erfüllte und geordnete Zeit spielend mit ihnen zu teilen. Das Kind ist und bleibt Bedürfnis dieser großen Seele; so wie der junge Wanderer seiner Mutter einen Harfenspielenden Knaben ins Haus bringt, um ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern, so nimmt der alte Goethe am Vorabend seines letzten Geburtstages auf Erden die Kinder mit nach Ilmenau und auf den Bickelhahn, wo „die alte Inschrift rekonstruiert wird: Über allen Gipfeln ist Ruh“.



Vor zweitausend Jahren stritten zwölf Männer untereinander, welcher der Größte unter ihnen sei. Das hörte ihr Meister, rief ein Kind, stellte es mitten unter sie und nannte es das Größte im Himmelreich. Und damit meinte er kein künstiges, sondern ein gegenwärtiges Reich des Lichtes, des Vertrauens, der Arglosigkeit, der Leberfülle, von dem uns unsere Anmaßung, Wichtigkeits-, Sorge und Verdrossenheit, unser Ehrgeiz und Hochmut trennt, in dem das Kind dort allezeit seliges Heimatrecht innehat. Und das ist jenes Urverwandte zwischen dem Kind und jedem großen Führer des Volkes, der Menschheit: sie stehen auf einem Heimatboden, beider Auge sieht eine lichtere Welt als der Durchschnittsmensch, sie atmen und handeln im Morgenglanz immer neuer Schöpfungskräfte.

Darum ist die Verbindung zwischen dem Erwachsenen, wie er im Durchschnitt denkt und handelt, und dem Kinde nicht ohne weiteres gegeben. Und wenn auch die besten Menschen, wie sie meinen und sagen, „Kinderlieb“ sind, so ist das noch lange keine Verbundenheit, kein Verstehen des so anders gearteten

kleinen Wesens, keine Ehrfurcht vor den Äußerungen dieses so geheimnisvollen wie reichen Lebens. Wird doch gemeiniglich das „artige“ und das heißt das möglichst geräusch- und bewegungslos, dem Erwachsenen ähnliche Kind dem trotzigen, wilden, eigensinnigen, rastlos tätigen Kind vorgezogen. Gibt es doch so manche Eltern, die nicht ohne Ernst versichern, schlafend liebten sie ihre Kinder am meisten. Oder die Mutter kann sich nicht lebend genug über das „so stille, brave“ Töchterchen, das immer beim Buch oder bei der Handarbeit sitzt, ausprechen. Die Geschwister, so bedauert sie, seien nicht so wohlgeraten. Man sieht, in solchen Fällen mangelt nicht allein das Verständnis für das Wesen des echten Kindes, sondern zugleich auch das Vermögen, sich an der Ursprünglichkeit seines Tuns zu freuen und daraus eigene Lebensfrische zu schöpfen. Das edoch wirkt sich wiederum in Umgang und Erziehung aus, legt sich dämpfend auf das bewegliche junge Wesen, schwächt Leib und Seele in ihrem gesunden natürlichen Wachstum ein. Ja, noch mehr. Es ist diese unverstehende Haltung vielleicht einer der tiefsten Gründe für den



Geburtenrückgang in unserem Volke. Die wirtschaftliche Lage, die Bequemlichkeit der Frau und was für andere Ursachen man sonst dafür namhaft machen will, keine hätte sich als solche so stark ausgewirkt, wenn nicht die trennende Wand zwischen Erwachsenen und Kindern immer höher geworden wäre. Die Kluft zwischen den Generationen, bei der heranwachsenden Jugend als „Jugendbewegung“ zum offenen Ausbruch gekommen, kennzeichnet ja gerade den Zeitraum der letzten Jahrzehnte. Sie wäre nicht denkbar ohne eine Fremdheit schon in den ersten kindlichen Jahren. Es hilft daher weder die erschreckendste Statistik in Wort, Zahl und Bild, noch die durchgreifendste Verbesserung der äußeren Umstände, noch der heiß propagierte „Wille zum Kind“ in Vorträgen und Schrifttum, so notwendig und wichtig das alles zusammenwirkt.

Herder, Hamann und Goethe haben einer formstarrten, von französischem Geist beherrschten Epoche unseres Volkes die Herrlichkeit aller Ursprünge aufgewiesen, die der Sprache, der Religion, der Dichtung, der Geschichte; haben Volkslied, nordische Ballade, südliche Romane, Bibel, Homer, Shakespeares ihm so nahegebracht, daß es aus solchen Kräften in

„Sturm und Drang“ wieder zu sich selbst erwachte und art-eigenen Ausdruck suchte und fand. Wohlan, solcher Ursprung quillt uns aus jedem Kind entgegen. Und je heller das gewußt und ergriffen wird, desto besser verstehen wir das Geheimnis und Glück dieser Gottesgabe, desto inniger drängt es uns, ihrer in immer reichem Maße teilhaftig zu werden.

Freilich, „verstehen“ nicht in dem Sinne, als könne man ein Kind je mit dem Verstand ergründen, es aus seinen Gebärden und Handlungen gleichsam erklären. Wohl meinen wir in der Regel, seine Seele spiegelklar vor uns ausgebreitet zu sehen, weil sich ja seine Freude, sein Erstaunen, sein Unwille, seine Schalkhaftigkeit, seine Neugier in so ungebrochener Ausdruckskraft, nicht nur des Mienen-, sondern auch des ganzen Körperspiels äußert. Aber man betrachte nur einmal den minutenlangen ernsthaften Blick, mit dem ein zwei, drei Monate altes Kind einen fremden Besucher ins Auge faßt, wörtlich „faßt“ und nicht losläßt; und man wird sich eingestehen müssen: das, was hier innerlich vor sich geht, bleibt uns Rätsel. Ist jedenfalls nicht im entferntesten zu vergleichen mit dem scheinbar ähnlichen Vorgang im Erwachsenen, wenn er etwas beobachtet, Farben, Gestaltzüge, Besonderheiten „fest-



Adam
und
Eva.

stellt“, und bei solchem Vergleichen und Beurteilen selbstverständlich in Worten oder Satzfragmenten denkt. Dagegen der wort- und lautlose Zustand des Kindes, er mag wohl einzig Gefühl sein, und doch enthält er zugleich etwas Prägendes, etwas, was sich aus diesem Blick und Anblick hineinbildet in seine Seele, vielleicht zu etwas Dauerndem verdichtet — aber was, aber wie? Leben, ist die einzige Antwort, sich entfaltendes, gestaltendes Leben! Daher beruht auch alles sogenannte „Verstehen“ des Kindes allein auf Mitleiden dieses Lebens, Mitfühlen dieses windgleich beweglichen Gefühls, auf Ahnung und Einfalt, Sinnhaftigkeit und Natur.

Man pflegt zwar dem Kinde eine starke Phantasie zuzubilligen, namentlich bei seinen Spielen, wenn ihm die Tannenzapfen zu Kühen und Pferden, der Holzschuh zum Schiffchen, der Strohalm zum Ruder, die Steinchen zu Geld werden, wenn es sich selbst im Lauf eines langen Spieltages bald in einen Schaffner, bald in einen Schmied, Arzt, Totengräber, Ringreiter, Seiltänzer, in Mutter, Tante, Köchin, Schneiderin, Verkäuferin so flugs verwandelt, daß die überraschte Umwelt sich oft kaum in den so geschwinden Wechsel der Rolle zu finden vermag. Allein, wenige Menschen bedenken, wie unablässig diese Einbildungskraft auch sonst am Werke ist, wie sie unsichtbar alles Schauen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten durchdringt, die alltäglichsten Dinge groß oder schön oder schreckhaft oder freundlich oder drohend oder feierlich oder märchenhaft erscheinen läßt, und sie seltsamerweise dennoch nicht entwirklicht, sondern ihnen nur eine tiefere Bedeutsamkeit, eine traumhafte Daseinsfülle verleiht.

Der Maler Böcklin erzählt irgendwo, daß ihm das Seehundfell seiner Schultasche, wohl der Glanz, die Weichheit, das Farbenpiel, einen so unauslöschlichen Eindruck gemacht hätte, daß es ihm beim Malen seiner Meerwesen immer wieder erstanden wäre, ihm das richtige Wissen und Gefühl der glatten

Seehundleiber eingeflößt habe. Der Dichter Friedrich Hebbel gedenkt in der Geschichte seiner Kindheit noch aller Schrecknisse, die seine Phantasie ihn schauen und empfinden ließ: kriechende Balken nachts über seinem Bett, Fratzengeichter aus allen Winkeln, in den Figuren der Bettdecke, die seltsame Scheu vor Knochen. „Ich konnte keinen Knochen sehen und begrub auch den kleinsten, der sich in unserem Gärtchen entdecken ließ, ja, ich merzte später in Susannas Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den eklen Gegenstand, den es bezeichnete, immer so lebhaft vergegenwärtigte, als ob er selbst in widerwärtiger Modergestalt vor mir läge.“ Hier fällt ein Licht auf manche Unbegreiflichkeiten, die wir Kinder begehen sehen und für die sie uns doch keine Erklärung zu geben vermögen. „Dagegen“, so fährt er fort, „war mir aber auch ein Rosenblatt, das der Wind mir über den Haun zuwehte, so viel und mehr wie anderen die Rose selbst, und Wörter wie Tulpe und Lilie, wie Kirsche und Aprikose, wie Apfel und Birne versetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbst hinein, so daß ich die Fabelstücke, in denen sie vorkamen, vor allem gern laut buchstabierte und mich jedesmal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf.“ Man sieht, wie hier das Schöpferische sogar auf Worte, gedruckte, buchstabierte Worte überstrahlt und das Fabelbuch in Glanz taucht.

Und ein Dichter unserer Tage, Hans Carossa, schreibt in seinem schönen und seltsamen Buch „Eine Kindheit“ von „wertlosen Gegenständen“, denen er „erste Freuden“ verdankte: „Da war ein blaugraues pyramidisches Granitstück, von eingesprenkten Glimmerplättchen flimmernd; ich schätzte es mehr als alle gekauften Spielsachen und machte es zur Grundlage meiner kleinen Gebäude. Das Schönste aber war eine große durchsichtig blaue Glasperle, die jemand oben am Fenster aufgehängt hatte, so daß ich sie nach Belieben hin und her pendeln



Der Frosch.

lassen konnte, schnell und kurz, langsam und weit, und irmer schien ihre Bewegung mit allem, was ich sonst wünscher und beginnen mochte, geheimnisvoll ineinanderzugehen.“ Schaut man hier in ein wunderbares Ineinanderschwingen von Dingwelt und Kinderseele, so spiegelt eine spätere Stelle die Ahnurg menschlichen Schicksals. Das Fenster mit der blauen Perle war „einem Hügel zugekehrt, auf dem sich Kirche und Friedhof erhoben... Eine Stiege mit Geländern führte von der Straße zum Kirchhof hinauf, und auf diesen breiten Stufen ging das ganze Jahr ein wunderbarer Wandel auf und nieder. Bald war's eine festlich gekleidete Frau, die behutsam etwas weiß Verpupptes im Arm nach oben trug, bald ging ein Mann mit einem grün bekränzten Weibe den gleichen Weg, bald wurde mit Lichtern und Rauch unter Glockengeläut ein geschlossenes, blumenüberladenes Behältnis, gefolgt von Singenden und Weinenden, emporgehoben.“

Solches Erleben der Dinge, Menschen, Worte, Ereignisse ist keineswegs Alleinbesitz großer schöpferischer Menschen, wenn auch sie es besonders tief verspürt, treu bewahrt und künstlerisch zum Ausdruck gebracht haben. Gewiß ist vielmehr, daß ein jegliches Kind Stunde um Stunde Ähnliches in seinem Innern bewegt, daß seine Umwelt von Leuchten und Schattenscheuer überflogen ist wie offenes Frühlingsland von Sonnenschein und Gewölk. Tag in Tausenden von Häusern und Familien sich immerfort solches begibt — wie oft unbemerkt und ungewußt wie die sprudelnde Quelle unter Moos und Gestein! Und könnte doch Unzählige erquickten, mit Urgefühl tränken und stark machen zu Arbeit und Kampf, Licht zu frohgemutem Leben.

Wenige wissen das ganz.

Die Großen wußten es immer.

Und wenn ein ganzes Volk das weiß, so muß es groß werden. Am Kinde und seinem ewigen Lebensanbruch.

Spuren im Schnee.

Eine Geschichte aus dem Banat von Otto Altscher.

Der Mann erwachte und lauschte in Wald und Nacht hinaus. Es konnte nicht mehr weit vom Morgen sein. Das Feuer unter dem einseitigen Dach der Hütte war zu einem großen Gluthaufen zusammengesunken, auch waren die Schweine im Pferch bei der Hütte ganz ruhig.

Der Hirte warf einen Blick zu der Frau hinüber, die unter dem Pelz verborgen schlief. Bei dem fahlen Glutschein erkannte er, daß sie wieder geweint hatte — noch immer, obwohl das Kind schon seit Monaten tot war.

In dem Manne stieg Ärger auf. Er ärgerte sich deshalb, weil er nun selber an das tote Kind denken mußte. Mit harten Augen starrte er die verräucherten Spalthölzer des Daches an, bis er, nach schwerem Aufatmen, sich der Waldnacht zuwandte.

Aus dem frostigen Regen abends ist richtig Schnee geworden. Der liegt dick auf dem Reisig der Hürde, dem Boden und hängt in den Wipfeln der Bäume.

Der Mann versucht neuerlich zu schlafen. Er hört die Eulen langsam quiene, sein Weib im Schlaf aufstöhnen, vernimmt das feine Knistern der zerfallenden Glut, dann verschwimmt alles, eine lange Weile, bis er mitten im wilden Grunzen und Blasen der Schweine auffährt. Scharf und anhaltend schreit ein Schwein. Der Mann langt erst nach der Flinte, besinnt sich aber, daß er mit dem einen Schuß dem Bären nicht viel anhaben kann, er greift nach der Art, reißt einen Feuerbrand heraus und stürzt vor. Da hört er schon die Hürde krachen und sieht den Schatten des Räubers jenseits verschwinden. Er kann nichts weiter tun, als das brennende Holz hinter ihm herschleudern, hört im Walde drinnen noch ein letztes Röcheln des geraubten Schweines, beugt sich zu der zurückgebliebenen Spur nieder und flucht, weil es doch nur ein Wolf war.

Zwischen den noch immer erregt durcheinanderfahrenden Schweinen geht der Mann zur Hütte zurück. Sein Weib ist auch wach geworden, sie hat das Feuer neu angefacht. „Was hat er genommen?“ fragt sie.

Der Mann schlägt zornig die Art in einen Block. „Ein Jungschwein, glaub' ich. Was anderes hätte er nicht fort-schleppen können, der Wolf.“

Er hat sich vor dem Feuer niedergelassen und grubelt. Wie er jedoch einmal ausschaut, sieht er, daß der Tag im Kommen ist. Mit einem Ruck erhebt er sich, ein kurzes Besinnen, dann greift er nach der Flinte und sagt: „Ich geh' dem Wolf nach. Weit kann er nicht sein!“

Es ist heller im Walde geworden. Der Himmel sticht zwar nur fahl zwischen den Wipfeln herein, aber der Schnee leuchtet schon und läßt die Spuren des Räubers deutlich erkennen.

Anfangs ist der Wolf mit weiten Sprüngen geflüchtet. Schon nach zweihundert Schritten hat er aber verhofft, gesichert und gelauscht und ist dann beruhigt weitergezogen. Sorgfältig prüft der Mann den Abdruck der Beute im Schnee, die der Wolf beim Verhoffen niedergelegt hat. Eine wilde Freude durchglüht ihn. Das Schwein ist schwer, das trägt der Wolf nicht weit fort. „Den krieg' ich, den krieg' ich!“ hofft der Mann.

Vorsichtig eilt er weiter. Es ist nun völlig Tag, der Himmel ist klar, von den Bäumen beginnt der Schnee niederzutauen, und das ist gut, das macht Lärm.

Wie weit kann er vor ihm sein? Die Spur ist ganz frisch, nur sehr wenig Schnee ist in sie gefallen. Der Wald ist hier licht und weit hinaus einzusehen, nun schadet es nicht, wenn er laufend der Spur folgt.

Da, da hat der Wolf die Beute eine Strecke geschleift. Er ist schon müde — jetzt heißt es aufpassen.

Neuerdings die Schleifspur. Sogar ausgeruht hat sich der

Wolf an einer Stelle; es kann erst wenige Augenblicke her sein, daß er wieder weiter ist, denn ein Blutstropfen auf dem Schnee ist noch nicht einmal eingefogen. Wenn er ihn dabei hätte überraschen können! Gerade hier wäre es möglich gewesen, denn der Wald ist da voll Fallholz und Brombeergeraht.

Der Mann steht plötzlich vor einem großen Blutsfleck im Schnee. Hier hat der Räuber die Beute angerissen, doch kann er nur wenig von ihr verzehrt haben.

Sprunghaft hastet der Mann. Er weiß, jetzt ist der Wolf knapp vor ihm, nun heißt es nur noch, die letzte Strecke unbedenkt aufzuholen. Stämme und Büsche wählt er sich zur Deckung, die Flinte hat er längst schußbereit. Die Sonne aber, die eben aufgegangen, blendet ihn durch ihre tiefen Strahlen. Doch er ist schon dicht über der Schlucht, welche noch im Schatten liegt.

Hier, ober dem letzten Steilhang, hält er nochmals, beschattet seine Augen mit der Hand und späht aus. Jäh zieht er sich hinter den Stamm zurück, denn dort unten trabt der Wolf mit der Beute. Aber es ist zu weit, viel zu weit für einen Flintenschuß. Und nun verschwindet er auch schon hinter einer Biegung.

Der Mann läßt sich, über den Schnee saufend, zu Tal gleiten. Und dort huscht er hin, vorsichtig, geduckt, jedes Geräusch vermeidend. Schon ist er an der Biegung, späht um die Ecke — verflucht, ein Windbruch mit einem Gewirr von Ästen und Stämmen versperrt jede Sicht. Er sieht wohl, daß mitten im Windbruch die Spitzen von Buchenheistern sich bewegen, was darunter ist, kann er jedoch nicht erkennen. Also zurück und den Hang hinauf, um Überblick zu bekommen.

Die Steilwand ist naß, das Altlaub glitschig, einmal gleitet er eine Strecke zurück. Das Schlimmste ist, daß sich dabei der Lauf der Flinte in die Erde bohrt und mit Lehm und Schnee verstopft. Mit dem Ladestock muß er den Lauf frei machen, sonst geht ihm beim Schuß der Lauf in Stücke. Und das hält auf.

Endlich ist er so weit. Beidend vor Aufregung hebt er den Kopf, der Windbruch liegt frei unten, doch der Wolf ist nicht dort. Nur eine ganz zertretene Stelle erkennt er, von der er nicht weiß, was sie bedeutet.

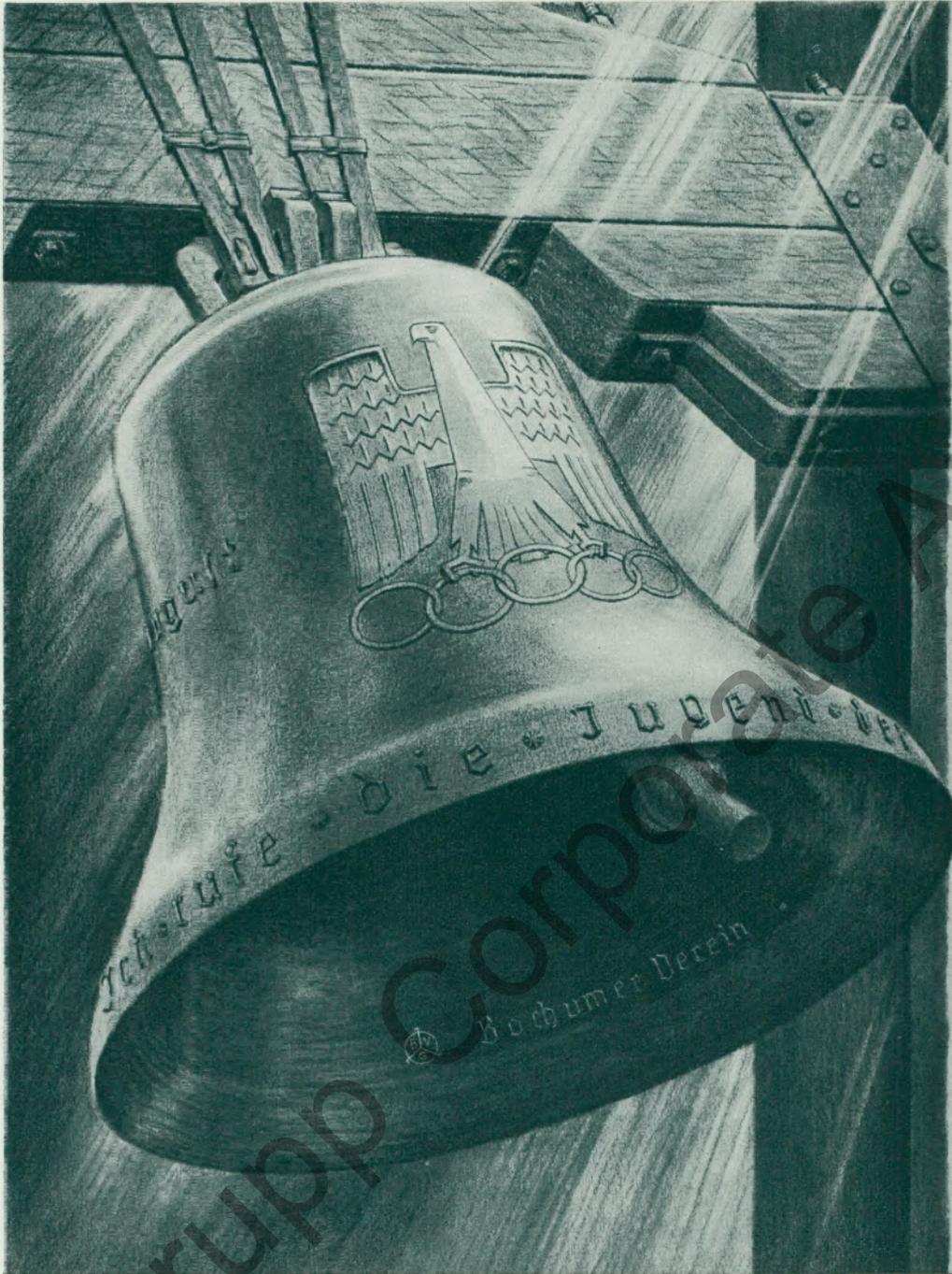
Der Mann steht verdußt vor dem zerrührten Platz im Schnee. Hier ist die große Spur des Wolfes, doch rings um sie, wie sie umtanzend, eine Menge kleinerer Spuren. Von wo sind die hergekommen? Sind es Füchse, die dem Wolf die Beute abjagen wollten? Kopfschüttelnd schaut er nieder.

Plötzlich begreift der Mann. Seine Augen weiten sich — die Jungen der Wölfin sind es, die sie erwartet haben. Ihnen hat sie die Beute gebracht, und mit ihr sind sie weitergezogen.

Noch immer ganz verwirrt, geht der Mann den Spuren nach. Dabei zählt er sie unbewußt. Eins, zwei, drei — fünf junge Wölfe sind es. Ob sie wohl alle satt werden von dem einen Schwein? Fünf Junge hat die Wölfin, und nur ein Kind bekommt der Mensch. . .

Eine Weile noch winden sich die Spuren in der Schlucht hin, dann steigen sie wieder den Hang hinauf. Ganz deutlich sind sie da ausgeprägt. Rechts von der Alten, links von ihr ziehen die kleinen Füße mit. Gerade so, wie man Kinder führt. Sie steigen in den sonnigen Wald hinauf, wo der Schnee schon weggetaut ist. Da kann er ihnen doch nicht weiter nachgehen.

Der Mann hat sich auf einen gestürzten Stamm niedergelassen. Seine Blicke hängen unverwandt an den vielen kleinen Spuren. Fünf Junge hat die Wölfin! Auf einmal hat sie so viele bekommen. Und er und seine Frau, sie hatten nur ein Kind, und auch das ist gestorben.



Zeichnung von Julius Naumann.

„Ich rufe die Jugend der Welt!“
Die vom „Hochener Verein“ gegossene Olympiaglocke.

Schiller als Gestalter des handelnden Menschen.

Von Max Kommerell.

Gedenkrede, gehalten in der Universität Bonn am 9. November 1934.

Vielleicht hat sich Schiller die Frage: „Wer bin ich?“ nie gestellt. Nicht weil er ihr auswich, sondern weil sie ihn nicht bekümmerte. Eher die andere: „Was soll ich sein?“ und die noch dringendere: „Was soll ich tun?“. Seine Wirkung unter den Deutschen ist von seiner Dichtung nicht ablösbar, als ein Zweifel; diese Wirkung beginnt vielmehr in Gedichteten selbst, das ein Wille zu wirken hervorbrachte.

Schiller hat ungefähr so gewirkt, wie er wirken wollte: nicht als der ganze Schiller. Das ist ein Sieg und ein Verhängnis. Goethe bestätigte mit dem vollen Ansehen seiner Person den Begriff, den Schiller von sich selbst der Welt überliefert hatte:

„Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.“

So sah man fortan Schiller. Er hat die philosophische Bewegung des deutschen Idealismus vereinfacht zu einer Bereitschaft des Gemüts. Das ist die stärkste Wirkung eines Dichters, die wir in unserem Land erfahren. Auch sie hat einen Anfang, eine höchste Leuchtkraft und ein Erblassen.

Zuletzt geschah es diesem Dichter, der kaum ein ruhendes Sein und ganz Eifer und ein rastloses Verwandeln ist, daß er zum guten Gewissen einer bürgerlichen Bildung wurde, die inmitten der größten Bedrohungen des Geistes ein ahnungsloses Gleichmaß bewahrte. Schule und Literaturgeschichte teilten sich in eine rechtgläubige Denkmalpflege, deren Grundsatz bisweilen ist, daß niemals herauskommen darf, wie der Dargestellte wirklich aussah.

Dies ist die Starrheit des öffentlichen Begreifens. Um vieles beweglicher ist die Auseinandersetzung einiger hervorragender Menschen mit ihm. Hier erscheint er als eine unter veränderten Kräften sich mit verändernder Kraft. Nietsche vor allem griff den Schiller der erblassenden Legende an, ein Wirkender den Wirkenden. „Schiller ist jetzt aus den Händen der Jünglinge in die der Knaben, aller deutschen Knaben geraten! Es ist ja eine bekannte Art des Veraltens, daß ein Buch zu immer unreiferen Altersstufen hinabsteigt.“ Aber sollte es nicht auch einen Schiller für Männer geben, die nicht darauf aus sind, sich in erhebender Weise über sich und den Weltlauf zu täuschen?

Die Taten des Menschen sind der Gegenstand von Schillers Dramen, und diese Dramen stehen im Zwielicht seiner Seele, voll Übergangs und Gefahr des Übergangs.

Auch dem Geistesforscher sollte es erlaubt sein, in seltener und gewagter Stunde gewisse Sätze Schillers so zu lesen, wie ein Kriminalbeamter die Schriftstücke eines von ihm beobachteten Menschen. Und sonderbar: dem Psychologen wird Schiller Psychologe! Und zwar ein großer — obwohl die Formensprache des klassischen Dramas es verdeckt.

Als Darsteller von handelnden Menschen ist Schiller die Ausnahme der deutschen Poesie. Seltene Bewegungen seltener Seelen, Bewegungen, die selten vom dichterischen Bewußtsein angeleuchtet werden, fanden in Schiller ihren Anwalt, ihren Verherrlicher, ihren Richter und ihren Geheimnisverräter. Vielleicht ist er innerhalb dieser Bewegungen Realist und mitunter Naturalist. Wenn Schiller von Idee handelt, handelt er von Tat, wenn er von Tat handelt, wird er die Idee nicht los. Er begreift den Geist als wirkend auf den Weltstoff hin, sich selbst ebenso. Die Unversöhnlichkeit von Idee und Tat und die Bedingung der Idee: Tat werden zu müssen, dies ist das Schneidende in Schillers Resignation.

Der Mensch konnte ihm dabei nicht so erscheinen, wie er Shakespeare erschien. An der großen Errungenschaft der Renaissance, alles Tun und Leiden in der Welt zu beziehen auf eine angeborene persönliche Form, die immer schärfer wird im Schicksal und sich nicht zu teuer bezahlt mit dem Preis des Daseins selbst, nimmt Schiller geringen Anteil. Seine Menschen sind Orte des Antrags, Felder sich messender Ansprüche, Fälle, an denen die Rechte von Instanzen gegeneinander geklärt werden. Ebenso fremd ist ihm die willenlose, auch im Bösen unschuldige Reinheit des Seins, der Mensch als Natur, wie ihn Goethe denkt. Schiller zeigt ihn nicht als ein Sein in sich, sondern als ein bezogenes Sein, im Schein und Gegenchein des Bewirkten und Gedeuteten — unerbittlich gemessen durch die Engel der Geschichte, die selten und zu tödlichem Ausgang ihren Fuß auf die Erde setzen. Wie hätte Schiller aufgehört, hätte ihn noch die unwirische Glosse Napoleons getroffen: „Was will man mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!“ Daß aber der Handelnde bei ihm so gründlich mit sich zu Räte geht, daß er sein Handeln nach unten mit dem Weltlauf, nach oben mit der begrifflichen Forderung vergleicht, dies wird Innerlichkeit der Darstellung. Und Innerlichkeit der Darstellung wird auch dies, daß die dramatische

Form nicht den Verlauf der Tat gibt, sondern ihre Geburt in der Seele und die Rückwirkung des Getanen auf den Täter. Schiller wird Psychologe des Tatmenschen. Wieviel und wie tief er da sieht, begreift man, sobald man die vereinfachenden Wendungen des heroischen Dramas und eine im Grunde noch scholastische Seelenlehre umschreibt in die Sprache unster Begriffe.

Ist Schiller ein Verklärer der Tat? Worte über Tun und Handeln, wahllos aus einigen Dramen aufgerafft, haben eher etwas Drohendes:

„Du trittst hier gleichsam aus dem Kreise der Menschheit, entweder du mußt ein höherer Mensch sein oder du bist ein Teufel!“

In meiner Brust war meine Tat noch mein . . .

Die Tat vollbringen, weil ich sie gedacht? . . .

Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frebel;

Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen . . .

Ein andres Antlitz, ehe sie geschehen,

Ein anderes zeigt die vollbrachte Tat.

Schiller kennt die Zustände des Handelnden — aus sich! Wie, das bleibt sein Geheimnis, wie er denn als Seele überhaupt geheimbleibt. Er weiß nicht bloß von dem kräftestiegenderen und verheerenden Machttrieb und von dessen Bändigung, die ein feinerer Machttrieb ist — er weiß, wie sich das Gute und das Böse teilt in die Faszination, welche die wichtigste Kunst des geschichtemachenden Menschen ist; er kennt die Übergänge der Arten ineinander und die Übergänge der Momente, er kennt die Vorgeschichte der Tat im Tuenden und die stumme Minute eines unbeweglichen Profils, über das sich plötzlich ein Schatten wirft, und das dann eine andere Linie hat als zuvor — der Schatten war die Tat. Und die Tat, die Wirkende und Bewirkte erwünscht-bedenklich zusammengibt, wie vereinsamt sie zugleich! Der Handelnde ist furchtbar mit sich allein. Das gibt eine neue Art von Monolog und eine neue Einsamkeit des Monologs: die Einsamkeit des Handelnden! Schiller ist der Klassiker dieser Einsamkeit.

Der Jüngling und der Mann ist ein ewiges Thema der Dichtkunst. Und sobald wir den Jüngling stärker betonen, ein deutsches Thema. Die Weltansicht des Jünglings ist reicher, mehr *con amore*, ausgebildet. Der Übergang ins andere fällt hart. Wie vollzog Schiller, der so sehr Jüngling war, dem Jüngling Wort lieb, diesen Übergang — wie gestaltete er diesen Gegensatz? Die Antwort gibt der Wallenstein. Der Mann gewordene Schiller legt Zeugnis ab über die Dinge des Mannes.

Die Dramen vorher empfinden und messen jüngerhaft. Sie sind die Rache des Jünglings dafür, daß die Welt nicht sein Bild ist. Insofern enthalten sie eine merkwürdige Vorgeschichte des Tatmenschen. Sie vollstrecken die Rache dichterisch, ja das erste beschreibt eine solche Rache als Tat. Sie teilen sich in Weltanklage und innere Forderung. Die Carlosdichtung ist reiner, mehr Traum als Rache. Das Weltumwenden besinnt sich auf seine höhere Ursache und erhält die Weiße eines dem Dichter angeborenen Urgedankens.

Was liegt zwischen dem Don Carlos und dem Wallenstein? Nichts, was man im bündigen Sinne Erlebnis nennen könnte, entscheidet diese Entwicklung. Aber es muß einen tiefen geistigen Schmerz gegeben haben, den Schiller durchlitt und der ihn zum Mann machte. Er war die Einsicht in die Bedingtheit des Handelnden. Die Offenbarung der Idee, die er in sich trägt, wird durch diese Einsicht tragisch. Denn für Schiller ist Idee die Gestalt des zu Tuenden. Er erfährt sie als auf den Weltstoff bewegt. Ihre Unversöhnlichkeit mit diesem ist so groß wie die Notwendigkeit, daß sie ihn ergreife. Der Handelnde ist immer unrein.

Man kann, wenn man darin mehr als einen Bildungsgang



Assisi.

Radierung von Professor Oscar Graf.

sieht, diese Wendung Schillers auch durch sein Geschichtsstudium bezeichnen. Geschichte — dazu gehörte freilich auch die ihn erschütternde Gegenwart! Die Befehle politischen Handelns werden ihm vertraut. Sie fügen sich nicht dem Plan des Jünglings, noch können sie mit dem Hochmut des Jünglings abgewehrt werden. Weder Weltanfrage noch innere Forderung helfen Geschichte deuten: sie ist sie selbst, irdisches Schicksal der Idee. Die Tat wird doppeldeutig: die Spur des Wissens um sie gräbt sich tiefer in Schillers Werk. Er wird ernst über der anfangs- und endlosen Folgerichtigkeit des Handelns, dem Gestofenwerden und Weitermüssen, dem Anteil der Deutung und Geltung, des Scheins und der Lüge am geschichtlichen Verlauf, dem Abhängen auch des unerschrockensten Mannes von Wirklichem und Beglaubtem; über dem Aufruhr, den die große Person darstellt, und ihrem Gegensatz, der Autorität, über dem Verhältnis von sittlicher Reinheit und Faszination, über dem so fruchtbaren als verführerischen Moment anarchischer Zwischenzeiten, über deren Bereitschaft für den Einsatz des Geistes, über dem Gegensatz des Talents und des Staatsganzen.

Schiller konnte nie in die Lehre gehen bei der Natur, da sie ihm stets ein Gegenwurf bleibt, ein zu Meißerndes. Wohl aber bei der Geschichte, die auch dem Idealisten als Kampfrichterin des Weltkampfs unausweichlich ist.

Dazu trat Goethe, die Person der Personen, von keiner Idee abzuleiten, unabweisbarer Anwalt des Wirklichen.

Jetzt bekommt Schiller die geistige Freiheit, den Jüngling dem Mann gegenüberzustellen, und zwar im Blick auf die Tat. Das Lager zeigt den geschichtlichen Moment, die Schwäche der

Herrschaft, die einem großen Talent die Selbsthilfe nahelegt. Wie es der Prolog deutlich angibt: „Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt; sein Lager nur erklärt sein Verbrechen.“ Die von Schiller ausgewählten Geschichtsmomente deuten alle auf einen Urmoment, in dem die Geschichte geistig wird: das Wanken der Ordnungen. Dieser Urmoment erscheint entschiedener und dringender als sonstwo in Schillers Gegenwart.

Viel hat man über das Wallensteinsche Zaudern gesprochen. Man hat den Zaudernden ungeschickt gefunden, Held einer so riesig-bewegten dramatischen Fabel zu sein. Aber vielleicht ist dies zu sehr in der Weise des Charakterdramas gedacht, das eine plastische Person als Mitte verlangt. — Fast alles läßt sich am Zaudern Wallensteins klarmachen. Es ist ein anderes Zaudern als das Zaudern Hamlets, dem alles Handeln schal und willkürlich wird, weil ihn das Sein, das Rätsel des Seins anstarrt. Wallenstein zaudert, weil das Wesen der Tat ihn anrührt, von ihm Besitz ergreift. Er zaudert als Mann der Tat. Das ist der Sinn seines Monologes. Die Tat kommt auf ihn zu, tritt in ihn über, nun ist er die Tat. Grund genug, zu zaudern! Eine ganz andere Einsicht als die Shakespearische oder Goethische, eine ganz andere Lehre vom Menschen hat diesen Monolog geschaffen. Folgt hier etwa die Tat aus dem Charakter, knospenartig aus ihm vorbrechend? Nein. Die Tat ist das erste, der Charakter das zweite. Vor der Tat ist der Mensch noch unbestimmt, eine mehrfache Möglichkeit, die Tat bestimmt ihn. Von der Tat empfängt er seinen Charakter, wie der Siegellack den Stempel. Etwas Schauriges hat dieser Monolog. Wesen entscheidet sich.

Schiller hat viel nachgedacht über die Wirkung des veränderten moralischen Bewußtseins auf das Handeln und sogar auf den Erfolg des Handelns. Als Mar zu Wallenstein tritt, zum entschiedenen Wallenstein, verrät sich das andere Gewissen in voreiliger Verteidigung. Mar hält sich an den früheren Wallenstein, der noch Möglichkeit ist. „Deine reinen edlen Züge wissen noch nichts von dieser unglückseligen Tat.“ Mar ist unberührt von aller Tat. Und gibt dem Handelnden einen höchst jugendlichen Rat, rein wegzutreten vom Schauplatz. Wallenstein entgegnet ihm etwa dies: Dein Denken ist metaphysisch. Metaphysik ist Jugend des Verstands. Sie erstreckt sich nicht auf die Taten. Metaphysisch denken darf der Betrachter, frei von Macht und vom Trieb der Macht. Der Nichthandelnde ist für den Handelnden ein spielendes Kind, sich eifrig freuend am Selbstgenuß des Wertesekens und des Namengebens. Wer handelt, übt Macht. Wer Macht übt, verkauft sich an Mächte. Er zahlt mit dem Opfer der Idee. Der Handelnde ist unrein. Gutbleiben ist der Luxus des Nichthandelnden.

Mar gewinnt ein Wissen über Wallenstein und ein Wissen über sich. Über sich dies, daß das Unbedingte keine Stätte im Weltlauf hat. Das Handeln des Unbedingten ist Sterben. Der Untergang erscheint als höchste Form der Tat, das Nichtleben als oberstes Sein.

Dies ist die zartere, die innere Tragik, daß Mar und Wallenstein auseinandertreten müssen. Sie vernichtet Mar, und wenn sie Wallenstein nicht unmittelbar vernichtet, so stirbt doch mit Mar etwas in ihm selber, und er weiß und sagt es. Dies Sterben ist mehr als der äußere Tod.

Von der Tat aus gedeutet sind Mar, Wallenstein, Gräfin Terzky ihre Phasen: der reine Entwurf, das Tun der Tat, die Entschiedenheit des Gekannens. Zu jeder dieser Phasen gehört eine eigene Moral. Die von der Gräfin vertretene hat, sobald wir ihren Inhalt dem tragischen Rhythmus entfremden, viel mit Nietzsche gemeinsam. Der sittliche Wert oder Unwert einer Tat gehört ihr nicht an, sondern wird ihr angefochten. Einmal gekannt, untersteht sie dem Gesetz der Fortwirkung, wie sie selbst durch früher Gekanntes bedingt ist. Höchstens das Entwerfen wäre böse, nicht das Tun. Die Deutungen der Tat sind im Grunde Wirkungsgrade. Die nachhaltigste Wirkung behält recht, wird ins Sittliche umgedeutet. Verbrechen wird genannt, was im Verhältnis zur Kraft des Tugendens eine zu starke Geltung gegen sich aufrief. Du willst das Verbrechen meiden? Dann tritt nur gleich ab von der Geschichte und beschneide dich! Jede Tat ist Selbstbehauptung. Es gibt nur Treue zu sich und Abfall von sich.

Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevel;
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehen:
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil.

Sollte Schiller den Sternenglauben seines Helden bloß als geschichtlichen Tatbestand mit der Überlegenheit des Aufklärers übernommen haben? Auch für Schiller gibt es den dunklen Zusammenhang zwischen Person und Weltlauf, gerade hier ist für ihn in der Geschichte das Bereich des Dämonischen. Nur sind ihm die Sterne nicht die mit der Andacht des Orients fraglos verehrten Führer, sondern Symbole des Gemischten, einer Zwischengewalt, die eine Weile lang gegen das höchste Richtende ausdauert. Das ängstliche Halbleben einer kosmischen Abhängigkeit in einem der Gottheit verpflichteten Glauben, dies christlich-maurische Gemisch von Willensfreiheit und Willensgefangenschaft, wie es Calderon fühlt, hat auch Schiller angezogen und muß seinem Schicksalsbewußtsein fernher vertraut gewesen sein. Die Braut von Messina zeugt dafür. Im Wallenstein sind die Sterne Symbole der Person. Da aber die Person das Falsche ist, so sind sie die falschen Führer. Die Astrologie ist der verstockte Glaube eines Men-

schens, der sich an die Stelle des Ganzen setzt. Sie sind das Glück, das in den Weltlauf ausgestrahlte Vermögen der Person, das ihn so lange zwingt, bis ihre Bannkraft erschöpft ist. Dann werden sie plötzlich treulos und beschreiben statt des irdischen Namenszugs den Buchstaben des Gerichts.

Was ist das Tragische im Wallenstein? Es ist nötig, sich für Schillers Werk von seinen eigenen Grenzbestimmungen unabhängig zu machen. Herder und Jean Paul rügten die Gespaltenheit des tragischen Interesses. Allerdings ist es geteilt. Aber Schiller denkt überhaupt nicht in Personen. Die Wallensteindichtung hat etwas von der anziehenden Künstlichkeit alter astronomischer Uhren. Es ist der Reiz dieser erfundenen Lebenslagen, daß sie alle zusammen die verwickelte Beziehung von Gewalten verschiedenen Ranges beinahe algebraisch ausdrücken. Wallenstein, Mar, Oktavio werden auf ganz verschiedene Weise vernichtet. Oktavio nur durch ein inneres Gericht, durch die wortlose Scham, sich als Mann durchschnittlichen Maßes, der beides kann, dem Gesetz treu sein und seinen Vorteil wahrnehmen, sich als untragischer Mensch gegen den tragischen Helden im Weltlauf siegreich zu behaupten. Mar tauscht das Leben für die Unüberwindlichkeit des frei Geopferten. Wallensteins Untergang bekommt verschiedenen Sinn je nach der Figur, der wir ihn gegenüberdenken. Gegen Mar gestellt, wird er gerichtet von der den Weltlauf einholenden Idee, beladen mit dem Frevel des Heraustretenden. Gegen Oktavio gestellt, ist er das einer schlaffen Rechtmäßigkeit erliegende große Talent, der Mann, der sich selbst gemacht hat, voll bestrickender Eigenschaften, fast zu gut dafür, als daß das gebrochene Recht an ihm gesühnt werde. Zugleich fällt er als Opfer seines grenzenlosen Vertrauens, sonst voll Arg, einmal arglos. Aber auch dies ist nur bedingungsweise tragisch; denn einmal ist er selbst der, der jedes Vertrauen beleidigte, sodann nahm sein Vertrauen nicht den geraden Weg von Menschengaug zu Menschengaug, sondern den Umweg über einen Stern. Wahrhaft tragisch erscheint er vom Wesen der Tat aus: die Charakter gewordene Tat oder ihr Symbol, an dem sie ihre furchtbare Folgerichtigkeit dartut — einer, der sich mit ihr einließ und der Eigengewalt des Weltlaufs anheimfiel, noch ehe auf seinem Gesicht die Spur einer höheren Möglichkeit verwischt war.

Das tragisch Unfreie der Tat ist in seiner Person dargestellt.

Als was erscheint der Weltlauf? Die Antwort darauf ist weit vielfacher, als das gemeine Schillerverständnis sie gibt. Gewiß gibt Schiller nicht die Geschichte selbst, sondern eine dichterisch geordnete Geschichte. Aber stilisiert er sie nur, ohne an ihrem Bescheid zu rütteln, oder wird sie ihm Symbol einer unerbittlichen idealen Forderung? Gegenfrage: Hat nicht auch für uns die Geschichte in Rückblick und Erlebnis ein wechselndes Gesicht? Manchmal wie ein Gericht, vom tragischen Dichter entworfen? Manchmal wie von einem aller Idee aufkündigenden Widergeist tückisch beseelt? Schiller läßt dem Weltlauf das Mehrdeutige. Darum behält seine Dichtung den Tiefinn des Weltlaufs.

Einmal ist der Weltlauf, nicht als dichterischer Schein, sondern als wirklich gedacht, die böse Macht der Erde, die den göttlichen Sinn entweder verfälscht oder für die Welt vernichtet. Er ist nicht oberste Gewalt, sondern wie ein schlimmer Richter, dem eine Weile lang der Tag gehört. Die Reinheit der Zerbrochenen sowie die innere Zerbrochenheit der Siegenden machen seine Entscheidungen zu vorletzten. Vielleicht ist dies die Erscheinung des Weltlaufs, sofern man ihn auf kurze Sicht überblickt.

Sodann ist der Weltlauf, ebenfalls als wirklich vorgestellt, das Gericht, das jeden Frevel um so sicherer einholt, als es ihm einen weiten Vorsprung ließ. Er stellt, wenn man nur warten kann (man muß oft länger warten, als man lebt), die Rangordnung der Wesen in allen Verläufen unerbittlich wieder her.



Verkündigung.

Holzschnitt
von
Rudolf Koch.

So erscheint vielleicht der Weltlauf, wenn man ihn auf lange Strecken überblickt. In diesem Tempo der Ewigkeit, die Zeit hat, weil sie nicht Zeit ist, schreitet er neben dem andern, leichtfüßigeren Weltlauf her und macht mit drei Schritten, was er mit dreißig — ein leiser Grundbaß mit unheimlich lang ausgehaltenen Noten. Bis am Ende beide Stimmen eine werden in dem unverrückbaren Grundton.

Daß Schillers Weltverläufe nicht ein-tönig, sondern eine geistreiche Juge aus diesen Stimmen sind, ist kein Vorwurf. Sein Schicksal behält das Unentwirrbare, das alles geschichtliche Leben hat: so anlockend, so verstrickend, so rächend wie die Tat selber. Es hat Schiller gereizt, dieses Falschwerden müssen als ein Schicksal seiner Latenmenschen vereinzelt und vergrößert herauszustellen in einem bezeichnenden Exempel der Geschichte.

Geschichte ist nicht der Stoff, sondern die Bestimmung der Schillerschen Dramen. Jeder geschichtliche Stoff ist nur ein Beispiel, ein Fall, in dem die Geschichte selbst anschaulich wird. Schiller sieht sie mit dem Auge des geborenen Tragikers: als

den Leidensweg der Idee über die Erde. Die Idee muß sich in Tat verwirklichen, obschon sie mit ihr unversöhnlich entzweit ist. Das ist das tragische Urbeispiel, das in immer neuen Beispielen erscheint. Die Passion der Idee kann sein, daß sie verfälscht wird, oder daß ihr Träger für die Welt vernichtet wird. Die Erde selbst als der Schauplatz der Geschichte ist die erste tragische Bühne, und Schillers Gefühl vor ihr ist Schauer.

Andere, strahlende Augenblicke der Geschichte deutet Schiller als Wunder. Gewirkt werden sie von den Engeln der Geschichte, die sich von der Magie der Erdkräfte loskaufen durch die Reinheit des Selbstopfers. Das Geschichtswunder in Schillers Drama ist keine dichterische Ausschmückung, sondern wird von ihm ebenso lebendig geglaubt wie das Leiden der Idee. Ungeachtet der Änderungen, die Schiller am tatsächlichen Verlauf vornahm, ist es sehr möglich, daß er das Mädchen von Orleans als geschichtliche Erscheinung zutreffend gedeutet hat. Die völkerverweckende Kraft eines großen Untergangs blüht schon in den früheren Dramen auf. Zwar steigt im Don Carlos die Gegenverschwörung noch einmal über die

geopferten Freunde „auf einen Abend“. Aber Schiller rechnet mit dem geschichtlichen Wissen des Zuschauers. Die Freunde sind Vorläufer. Das von ihnen Gemeinte wird kommen müssen, denn es ist ja gekommen. Man könnte fragen, wie weit Schiller das dramatische Handeln in die Seele des Zuschauers verlegt oder in dieser fortsetzt — und wie weit er den Zuschauer gelegentlich auf die Bühne stellt. Max ist das Vollkommene in der Gebärde des Todes. Es wird Vermächtnis, winkt im Scheiden. Der Vollstrecker des Vermächtnisses ist vielleicht das verwandelte Gemüt der Zuschauer.

Die Jungfrau von Orleans ist auf doppelte Art dichterisch bewältigt: einerseits als Legende, andererseits als Seelenstudie. Manche Verse und ganze Szenen sind die Schau eines einfachen, vom Wunder erbauten Gemüts, andere haben die Reise des geschichtlichen Wissens um Vorgänge, die, ob ein einzelner oder ein Volk von ihnen betroffen wird, unter Ausnahmegefahren stehen. Am meisten von innen gesehen ist die Versuchung. Eine psychologische Darstellung, trotz des Pathos einer klassisch-romantischen Form, durchgeführt freilich mit einer barocken, vogoethischen Psychologie. Die gestellte Frage ist: Wie lebt das Göttliche sein Leben in einem menschlichen Leib? An Wesen geschlechtslos, hat es das Los, Liebe zu erregen und zuletzt sie auch zu fühlen. Wiederum erlebt der Träger der Idee das höchste menschliche Gefühl als Verrat. Das Gefühl ist der Feind: die dramatische Anschaulichkeit dieser allgemeinsten Feindschaft ist es, daß die Jungfrau gerade ihren Feind lieben muß, den lieben muß, den sie töten soll. Das ist tragisch-bündig. Mit Bedacht ist die Versuchung derart in den Anfängen gebündigt, daß das Gelübde kaum in Gedanken gebrochen scheint. Die Versuchung soll nichts in sich sein, sondern über sich hinausdeuten auf das Mißverhältnis von Idee und Menschheit überhaupt. Und war die erste Aufgabe: die Ankunft des Göttlichen in einem dumpfen, einfachen Gemüt, das lichte, legendäre Gegenstück der Demetriusberufung, mehr aus der Ferne und sinnbildlich behandelt worden, so behandelt Schiller die Versuchung mit so strenger Innerlichkeit, daß sich alles in Lyrik verwandelt und wir Schiller in eigener Sprache sprechen hören:

Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen.

So die Jungfrau; aber mit ganz ähnlichen Tönen klagt Schiller selbst den Widerspruch der übermenschlichen Sendung mit dem menschlich wünschenden Herzen.

Das Wunder ist gewirkt. Gott hat in der Gestalt eines einfachen Mädchens ein entmüdigtes Heer zur äußersten Leistung ermächtigt. Der Übergang einer geistigen Kraft in Tausende — welches Thema für Schiller! Und wieder fesselt ihn die Frage: Wie verändert das wankende innere Bewußtsein den Weltlauf? Gemäß der andern Natur dieses Helden zwar zum scheinbaren Mißlingen der Tat, aber zugleich zur inneren Wiederherstellung des Tugend und schließlich zum irdischen und geistigen Sieg. In der heiligen Strenge ihrer Gewissensnot läßt sie sich verstoßen und verfluchen. Ihr Siegeszug, der als Schicksal des Reinsten schon fast ein Unreines war, wird unterbrochen. Die Idee hat sich an ihr für das Ungeziemende jeder Verkörperung gerächt. Nun beginnt ihre zweite, geistigere Bahn, auf der sie durch Tod siegt, in magischer, unzerstörbarer, der Idee gemäßer Fortwirkung.

Das Rätsel, woher Schiller die tiefe Einsicht in Wesen und Zustand des handelnden Menschen schöpft, und kraft welcher Ähnlichkeit er dessen innere Entscheidungen beinahe wie ein eigenes Geschick durchlebt, löst sich zu einem Teil in den kunst-erzieherischen Schriften auf. So wie er die Kunst auf das Leben bezieht, erscheint er als ein Bruder des handelnden Menschen. An das Jahr 1789 als an den gescheiterten Versuch,

den physischen Staat durch den Vernunftstaat zu ersetzen, knüpft er unmittelbar seine Gedanken über die Sendung des Künstlers, der die Zeit eines langen Überganges beherrschen wird.

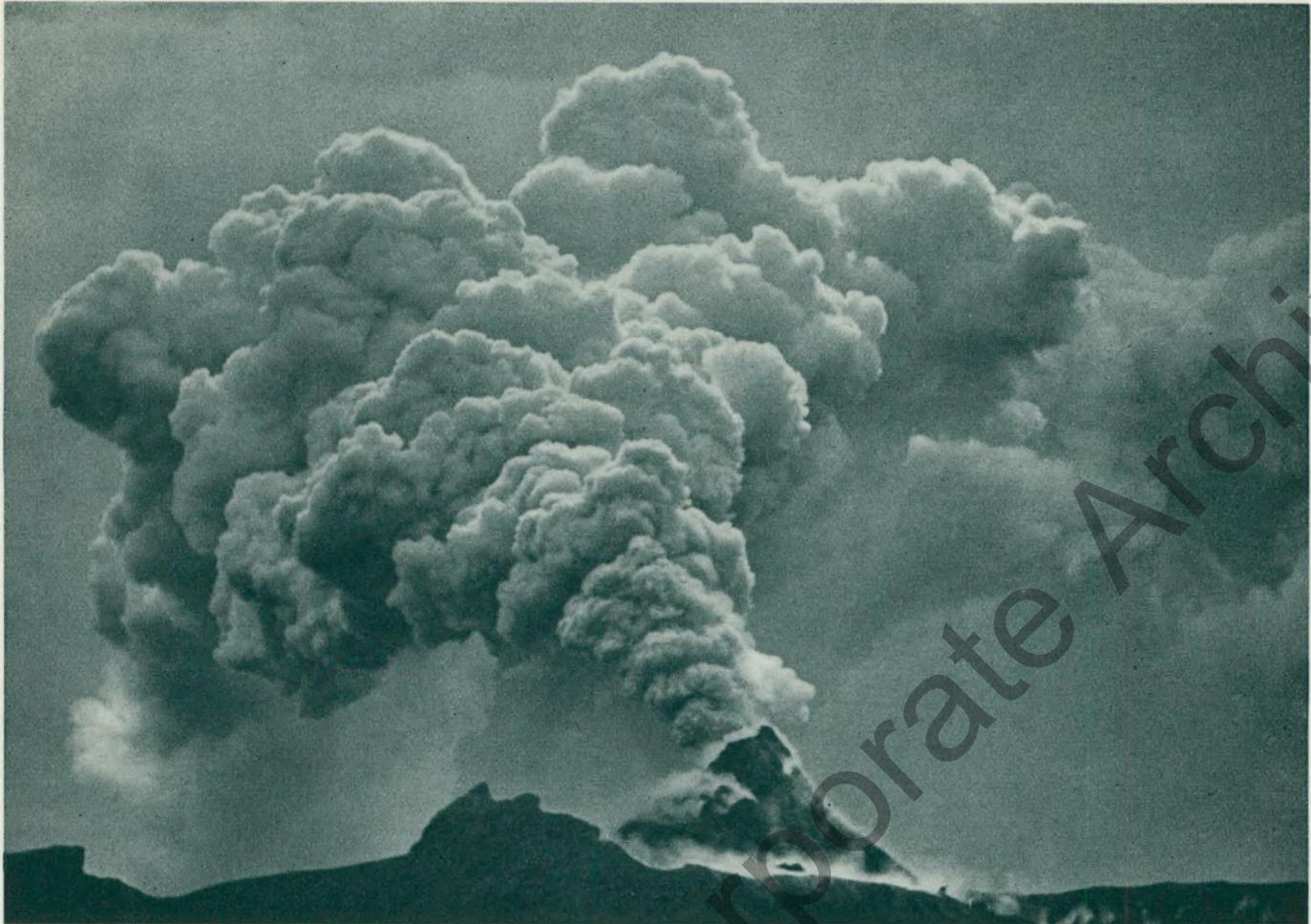
Zeitgenössische und frühere Denker haben nach dem Wesen des Schönen gefragt. Bei aller Lust am Allgemeinen, uneingeschränkt Gültigen geht Schillers Fragen durchweg vom Zeitpunkt aus. Wodurch kann der Mensch, so wie er heute beschaffen ist, in seiner Tiefe verändert werden? Als Wirkender fragt er und als Seelenforscher antwortet er sich selbst: durch das Schöne! Den Weltverbesseren wird gesagt: Vor den Befehlen der Wahrheit und des Bewußtseins kann und darf der Mensch sich nie mit sich selbst versöhnen. Versöhnen soll er sich jedoch. Denn was ist er heute? Der mit sich selbst Entzweite! Die Kunst ist das Gute mit Charme. Ehe der Mensch gebessert wird, muß er bezaubert werden.

Diese überraschende Antwort holt ihre Berechtigung aus der Gegenwart. Mit großem Scharfsinn hat Schiller, als er die Aufgabe der Kunst festlegte, die Frage nach der Modernität gestellt. Der Mensch steht schlecht mit sich selbst. Die großen Fortschritte des Kulturbewußtseins sind damit erkauft, daß das Verhältnis des Geistigen und des Natürlichen im Menschen falsch geworden ist. Nur die Kunst bringt dies ins Reine. Das Mittel muß nach der Krankheit gewählt werden. Für die Krankheit „Modernität“ hat kein religiöses oder metaphysisches System der Erde, hat nur die Kunst das notwendige Heilmittel. Etwas geheimnisvoll Neues und Uralters kann sie allein in ihm herstellen: die Einheit des Menschen mit sich selbst auf einer höheren Stufe.

Wenn heute mit ganz anderen Mitteln der Seelenkunde, aber mit gleicher Leidenschaft und mit einer noch deutlicher therapeutischen Wendung die Notwendigkeit der Kunst für den Menschen erwogen wird, kehrt man, ohne es zu wissen, zu Schiller zurück, der zu allererst einmal richtig gefragt hat, geradezu erleuchtend richtig. Und auch die Antwort fällt vielleicht nicht gar zu verschieden aus, sobald man sich, des Abstandes der damaligen und der heutigen Begriffssprache bewußt, Mühe gibt, das Verhalten der Zeichen von der Unverwundlichkeit des Sinnes zu unterscheiden.

Ein anderes ist die Wirkung der Kunst auf den Menschen, ein anderes die Lebensdeutung, die sie gibt. In dieser ist Schiller, der dort die Ausöhnung des Menschen mit sich selber lehrt, tragisch-unversöhnlich. Zwei Welten zerreißen den Menschen, sobald er handelt, mit ihrem Anspruch, so daß die Tragik des Menschseins hier als Tragik des Handelnmüssens erscheint. Beabsichtigt oder unbeabsichtigt sind Schillers Dramen die Exempel einer Metaphysik, die weder antik noch auch durchaus christlich, sondern trotz aller geschichtlichen Anknüpfungen sein eigenes Welterlebnis, an Unerforschlichkeit der Forderung keiner Religion nachgibt. Gedichte über den Handelnden, moraliter et metaphysice — ein Blick mehr der Meduse als der Muse! Wunderbar sind in diesem Dichter die Anlagen gemischt. Man könnte glauben, sein Dichten wäre ihm der erlösende Ausweg aus dem Widerstreit einer metaphysischen und einer handelnden Kraft. So wird es möglich, daß der Gegenspieler des Dichters, daß der Held den Augenblick, den der Dichter beschreibt, erleben muß.

Ist dieser Schiller etwa geringer als jener welterschmerzliche Sängler der Ideale? Dieser Schiller, der im Zwielficht des kämpfenden Zwischenreiches von Idee und Weltstoff heimisch, um die Unentrinnbarkeit des Frevels weiß, und wieder tragisch rein das Unbedingte gegen die Geschichte sichert? Vielleicht trägt er, härter, vollständiger wie er ist, die Jugend weiter als der Schiller der erblassenden Legende. Denn er ist mit dabei, wo immer die Welt durch den Geist verwandelt wird, nicht er selbst, aber die Flamme, die in ihm war.



Vesuv.

Bild: Franz Fiedler.

Um Freiheit und Menschentum.

Acht Ausschnitte aus dem „Schiller-Roman“ von Walter von Molo*.

Mit einem Vorwort des Dichters.

Vorwort.

Es ist ein Schwur man, daß ohne die Klassiker, mithin auch ohne Schiller, keiner im Lande glücklich zu leben vermöge. Und das war richtig — aber in ganz anderer Art, als die Mehrzahl meinte. Man gab auch im Geistigen zuviel auf Besitz, den man ererbt, aber nicht erworben hatte. In den Jahren seit Schillers Tod war dieser Schwur, wie es Schwüren leicht widerfährt, die zu oft wiederholt werden, immer mehr zur Phrase geworden, darum konnte auch Schiller uns nicht vor unserem Unglücke bewahren. Es war wohl Schillers Name in unseren Ohren geblieben, aber sein Wesen war und ist uns verschwunden, war uns schon lange entschwunden, ehe wir das bestürzt erkannten. Unsere Jugend geht drum in großer Menge an Schiller vorbei. Er ist zum Museumsstück geworden, wie sein Sterbehaus in Weimar. Aber — wer-volle Museumsgegenstände bewahren einen Teil ewiger Werte auf, immer kehren Zeiten wieder, in denen sie zu neuem Leben erwachen.

* Walter von Molo: Der Schiller-Roman. Verlag Holle & Co., Berlin. Auflage 100 000. In Ganzleinen RM. 3.75. — Bgl. „Die Quelle“, S. 95.

Ich meine, es ist mit dem Museumsstücke Schiller so weit. Schiller war kein Gott, sein Lebenskampf ist unserem heutigen sehr verwandt.

Er führte ihn für sein eigenes Sein, wie wir darum kämpfen. Wenn einer sein Handeln danach richtet, daß er immer „nur“ an die Gesamtheit denkt, dann hat er das seiner Meinung nach nötig, um sich zu finden, um zu bestehen, genau wie der, der entgegengesetzt gerichtet ist. Jeder Mensch wirkt in die Gesamtheit, damit für sie, ob er will oder nicht; bleibenden Schaden tun nur die, welche da trennen in „gut“, „selbstlos“ und in „schlecht“, „egoistisch“. Jeder Lebenskampf ist egoistischer Kampf, sonst kann er nicht gewonnen werden. Wenn den Heutigen immer gesagt wird, daß Schiller „nur der Idee der Menschheit“ gedient, und immer nur „an die Menschheit“ gedacht habe, so macht das mit Recht mißtrauisch. Durch zuviel Lobgerede dieser Art ist Schiller vernehmlich unserer Jugend entschwunden.

Ach nein, er hat schwer für sich gekämpft, nur für sich — denn er war ein Künstler, das ist immer oder wird am Ende etwas geistig Aristokratisches. Nur so vermochte er sich in den finsternen Gängen der menschlichen Labyrinth zurechtzufinden, sich einzuordnen, trotz der Gesamtheit für die Gesamtheit zu arbeiten.

So handeln wir alle, wenn wir wahrhaft von uns ausfagen. Schillers einmaliges Ich läßt sich nicht auf andere Hölzer aufokulieren, wir müssen eigen wachsen — aber den Mut dazu finden wir in der Anschauung seines Eigenwuchses, der Gutes vollbrachte.

Er führte ähnliche Kämpfe wie wir.

Viele von uns sind heute mit sich human. Schiller war nicht in dieser Art human. Das ist auch etwas, was wir Heutigen von Schiller lernen müssen.

Wenn ich „lernen“ sage, so heißt das nicht: Schillers Wesen in Rezepte aufteilen, diese aufschreiben und verordnen, lernen heißt: das Vorbild verstehen, erkennen, sehen: Hier ist einer, der es hart hatte, wie wir es haben, der sich schwer zurecht fand, wie wir es tun, der sich aber selbst besiegte und darum Sieger wurde. Diese Selbstbestegung ist uns nötig.

Müßiger Streit, ob der Mensch sein eigenes Schicksal ist und so die äußeren Werdegänge beeinflusst, oder ob seine sogenannten äußeren Lagen sein Schicksal bestimmen. Wir wollen alle nicht Gezerrte und nicht Geschobene sein. Wir wollen frei sein. Das ist die Forderung jeder Menschenseele.

Darum ging Schillers Lebenskampf.

Er fand überall Zwang, und wo er sich, trotz letzter Kraft, dieses Zwanges nicht erwehren konnte, bejahte er ihn, erkannte er ihn als Gesetzmäßigkeit an. Das ist Schillers Freiheit. So frei zu werden, ist unsere Aufgabe.

Schiller sprang wie jeder Mensch erst an, revoltierte, dadurch lernte er seine Grenzen kennen und die allgemeinen, dadurch lernte er sich bescheiden, wuchs er in seiner Beschränkung darüber hinweg. So schafft der Mensch sein Lebenswerk, und wenn er Künstler ist, gewinnt er so die Philosophie, die sein eigentlicher Lebensertrag ist: die Form seines Kunstwerkes.

Schiller haßte Zwang, suchte Glück und Harmonie.

Das wollen wir auch.

Nur der Mensch, der überwunden hat, nur der Mensch und der Staat, die bitter-schwer glücklich werden, geraten: die anderen sind Sklaven, Sklavenplantagen oder gefesselte Bestien, die dauernd auf Ausbruch sinnen, die immervährend getrieben sind, zu zerstören, nur um der Zerstörung willen.

Wie war es? Ein weltfremder Jüngling, der junge Schiller, also ein dreifach weltfremder Jüngling, wurde in eine Akademie gezwungen, die ihn noch weltfremder machte, ihm die Welt noch mehr verzerrte und das Hirn überfüllte, daß es sich in Verzweiflung erbrach. Vor jeder Barschaft an Erfahrung, schuf er sich aus Sehnsucht und Haß eine Welt, seine Welt. Hier berührt sich Schillers Jugendzeit eng mit dem Heute.

Schiller riß sich zur Selbststreckung Ideen vor die Augen, weil er das reale Leben nicht kannte und das wenige, was er kannte, üble Verzerrung war.

Frohlich Urteilende erklären, daß es Vorzug unserer Jugend sei, das reale Leben frühzeitig und allseitig, wie noch keine andere Jugend, erlebt zu haben und zu erleben. Man weiß vom Leben aber ebensowenig etwas, wenn man es nicht erfährt, wie der junge Schiller, als man nichts vom Leben weiß, wenn es wie eine Lawine auf einen herabstürzt, der noch nicht die Kraft und die Fähigkeit hat, sich durchzuarbeiten, den Tumult zu ordnen.

Die heutige Jugend weiß vom Leben noch weniger als der junge Schiller, denn ihm waren die ahnenden Kräfte des Verstandes immerhin stärker als dem Durchschnitt gegeben, und die Erziehung oder Verziehung, die ihm widerfuhr, übte dieses Hirn mehr, als die Mehrzahl der heutigen Hirne gemeinhin geübt wird. Der junge Schiller hatte immerhin Ideen um sich, die heutige Jugend hat fast nur Materie vor sich. Es heißt nichts vom Leben wissen, wenn man Freiheit in den sexuellen Dingen hat und diese sogenannte Freiheit einen als Unfreiheit beherrscht, statt daß man sie beherrscht, wenn man weiß, daß Geld zum Essen nötig ist, man möglichst schnell zum Geldverdienen kommen muß, wenn man vom „Sieg der Technik“ begeistert ist, ohne den Schimmer, daß er Sieg des Geistes ist, Technik nur Sinn hat, wenn sie dem Geistigen dienstbar gemacht wird.

Es heißt nichts vom Leben verstehen, wenn man immer „Neuem“ nachrennt und Schriftsteller liest und verehrt, die alles einseitig gut oder alles einseitig schlecht daheim oder im Auslande finden. Es heißt nichts vom Leben verstehen, wenn man über Erotik redet und vom Wesen der Liebe keine Ahnung hat — das alles, und alles ist nichts anderes als Material, ist Flächengewinn, durch Verzicht auf Tiefe, ist Verlust der Höhe.

Schiller schuf sich, weil er das reale Leben nicht kannte, einseitige Anfangsideen; ein Teil unserer Heutigen schafft sich aus ähnlichen Gründen ihre einseitigen Ideen, da sie die Vielheit des Lebens verwirrt. Viel Material besitzen, ist kein Vermögen, heißt geistig arm sein. Material beherrschen, es innerlich besitzen, heißt vermögen. Und der andere Teil der heutigen Jugend, der nicht ordnen will, wird ordnen müssen, sonst bleibt er Chaos.

Es ist leicht, sich als Idealist zu bezeichnen, aber zu tun ist das: den Glauben an das Ideal nicht zu verlieren und doch ein realer Mensch zu sein, der der Vernunft Genüge tut.

Das alles lebte in Schillers Werk, darum war er der Überzeugung, daß das Kunstwerk die Menschen am leichtesten zu erziehen vermag.

Ich spreche über einen Dichter und, es hat den Anschein, sehr wenig von Dichtkunst? So hoch Dichtkunst steht, sie hat nur Wert, hilft sie zum Ganzen. Die Kunst ist auch nur ein Zweiglein des Lebens! Ich spreche daher, weil das Leben Einheit ist, ununterbrochen von Dichtkunst, und nicht nur von der Schillerschen.

Das Wesen aller Kunst ist Zwang, den der Schaffende überwinden muß. Der Zwang, den jeder Vorwurf oder Stoff eines werdenden Kunstwerkes dem Dichter auferlegt, der von ihm erfüllt, erkannt und freiwillig erfüllt werden muß — nur so erhält das Kunstwerk seine vollendete, ästhetische Form. Die Form ist dem Stoff eingeboren, damit zwingt er — dieser Zwang wird vernichtet durch Anerkennung seiner Gesetzmäßigkeit, das ist Gestaltung. So wird der Dichter frei und Herr über alle Inhalte, über die Materie, der er den ihr inwohnenden Geist zeigt, die Idee, die ihr, ohne daß sie es weiß, mitgegeben ist, welcher sich das, was wir lediglich „Materie“ nennen, durch den Dichter bewußt gemacht, zu fügen hat.

Daher ist die Kunst die befähigteste Lehrmeisterin im Erziehungsplane der Menschheit.

I. Um s Menschentum.

„Ja, wie gesagt!“ Der herzogliche Rektor sprach sein Urteil über Schillers Probefchrift um die Freiheit aus: „Das medizinische Professorenkollegium hat Uns Seine Arbeit als ‚nicht vor den Druck ratsam‘ erklärt, wenn auch unter Anerkennung Seines kühnen Wollens, alles besser zu wissen, als es die gründlichste Wissenschaft bisher an den Tag gebracht. Er hat zu blühenden, ausschweifenden Stil und Er hat auch

wirklich zuviel geschimpfet! Er hat geschimpfet contre Haller, den ich sehr verehere, und dem auch Er vieles verdankt. Was heißt denn das? Zum Beispiel: ‚Zuweilen macht auch der gute Haller sein Schläfchen,‘ oder: dem Bonnet wirft Er ‚unverzeihlichen Leichtsinns‘ eines ‚französischen Gauflers‘ vor, und vom Lavater saget Er: ‚Die Physiognomik organischer Teile dürfte wohl sobald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch

durch zehn Quartbände davon schwärmen sollte.' Hat Er schon ein Buch geschrieben? Er ist ein Fuchsmaul! Er weiß doch, daß ich schon in jungen Jahren ein Verzeichnis aller Tugenden und Laster in Druck erscheinen ließ?"

Um Schillers Mund verriet sich ein überlegener, spöttischer Zug, den er nicht meistern konnte und wollte. Der Herzog freute sich plötzlich über seines Zöglings Frechheit, da er sie nicht auf sich bezog. Da hatte er den zopfigen Professoren, die doch nur die Hausknechte seines Kopfes waren, ein schönes Kuckucksei ins Formelneft gelegt! Der Seelenexperimentator dachte an Kaiser Josephs Worte. „Mir gefällt in gewisser Beziehung Sein Unbekümmertsein," sprach Karl Eugen. „Nur durch Ungestüm kommt die Menschheit weiter; aber: Sein Feuer muß doch noch etwas gedämpft werden, dazu wird in noch einem weiteren Jahr Akademie Gelegenheit sein. Er bleibt weiter in der Akademie! Ich meine, Er kann mit seinem alles fressenden Geist — naturellement, wenn Er fortfährt, fleißig zu sein — späterhin vielleicht noch ein recht großes Subjektum werden, nur: Er muß absolut mehr Ruhe und Gelassenheit bekommen; dafür werd' ich sorgen! Er ist ein unordentlicher Schweinepelz! Weiß Er nicht, daß Er heute, am Festtag, nur drei Knöpfe der Weste zu schließen hat, damit der Busenstreif weiter ausliegt? Knöpf' Er sich sofort den einen Giletknopf auf! Daß mir das nimmer vorkommt! Und hör' Er nicht zuviel den Abel an; der ist ein Philosoph und versteht nichts von der Medizin. Ich werd' Ihm jetzt die Krankenrapporte zuschanden und die nächtlichen Revisionen in den Krankenstuben, so kann Er ordentlich lernen; ich hab' Lüchtliges mit Ihm, vor! Sei Er froh, daß Er mich hat! Und: heut' abend, bei den Disputationen, halt' Er sich wacker, damit Er Preise bekommt und damit Er mich vor Seinen Professoren nicht desavouiert. Ich hab' ihnen gesagt, Er könnte trotz alledem was. Also: laß Er mich nicht im Stich, schlag' Er sich tapfer!"

*

Bedauernd mußte Karl Eugens Anstalt endlich ihr Kind entlassen, dessen Geist sie nicht zu brechen, dessen Feuer sie nicht zu dämpfen vermocht. Des Herzogs „Gnade" war ein Wortbruch: zum „porfepeelosen Medikus" wurde Schiller ernannt, bei einem Veteranenregiment, mit achtzehn Gulden Monatsgage. Von neuem abhängig von der väterlichen Unterstützung, dauernd und wehrlos eingebunden in des Herzogs Machtbereich, so sah Schiller sein Elternhaus wieder, das die Zeit, die herzogliche Absicht und das Wachstum seines Kopfes ihm entfremdet hatten...

*

Fast zu spät rasselte die unförmige Kutsche über Mannheims holpriges Pflaster. Ein bleiches Antlitz sah an den Straßenecken und Brunnenröhren die Zettel kleben. Glimmernde Augen lasen, was auf dem papiernen Pranger stand:

„Sonntags, den 13. Jänner 1782
wird
auf der hiesigen National-Bühne
aufgeführt
Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Wegen der Länge des Stücks wird heute präzis 5 Uhr angefangen."

Ein magerer Arm wies aus dem Dunkel der Kutsche. „Peterfen, sieh die vielen, vielen Wagen; sie alle frugen Atome

meines Schicksals daher; die Kasse starupsen und der Würfel fällt." Der Arm sank ins Dunkel des Wagenfensters zurück.

Aus Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speyer, aus der ganzen Umgebung waren sie herbeigeeilt, im Sattel und auf dem Karossensitz, um das berühmte Stück zu sehen. Vor dem kleinen Schauspielhause drängten sich aufgeregte Menschen, die keinen Platz mehr bekamen; sie schimpften und gestikulierten und ließen den hageren Herrn nur unwillig passieren, der sich zum reservierten Sitze drängte und den Anzug trug, den Kaspar Schiller für seines Sohnes „Privatpraxis" hatte bauen lassen. Schiller war eine Null in diesem Saal; sein Werk verdrängte ihn.

Seit Mittag hielten die Glücklichen, die den Eintritt erstritten hatten, ihre Plätze besetzt. „Schon!" schrien sie andächtig und dankbar, als nach langen Stunden endlich der Vorhang aufstollte und Jffland, der große Mime, das erste Wort, augendrehend, in die Menge schob: „Aber ist Euch auch wohl, Vater! Ihr seht so blaß!"...

Schiller wich dem drängenden Arm des dicken Nachbarn aus; er studierte, völlig entwurzelt, die Knöpfe am blauen Frack eines Kerzenfabrikanten; er maß mit den verlorenen Blicken die Schritte des kurz gewachsenen Karl Moors, der seine Sache brav machte; er hefte in seiner Menschenverachtung vor der lauernden Menge, dem Vampir, der vielaugig ihn umschloß und sich am heißen Worte nicht gleich erwärmen wollte...

„Es ist leichter morden, als lebendig machen... — Da steht der Knabe, schamrot und ausgehöhlt vor dem Auge des Himmels, der sich anmaßte, mit Jupiters Keule zu spielen..." Dies Wort erkannte er! Es war sein Werk, vor dem er saß, das er verließ, weil er sich feig an kleinliche Zerstreungen hängte, um die Angst zu besiegen! Da mußte es unterliegen! „O nein, ich bin treu und halte zu meinem Werk!" Schillers Blicke umflamten die Bühne. Er mußte, er wollte siegen! War's nicht die Frucht seines harten Lebens bis heute? Gab der die Ernte auf, der sie mit tausend Qualen schuf? Was in Heimlichkeit, auf verschwiegenen Korridoren, im lauschenden Kreise der Kameraden, in schweißigen Krankenzimmern, an der Leiche im Seziersaal, im Unterricht über das Drama der Griechen, allüberall, wo Ruhe, Beobachtung und Vergleichen Schwingungen seiner sehnenenden Seele geschaffen, entstanden und schmerzlich geboren worden war, das rang hier und stritt um die Palme. Verzweiflung preßte Schiller durchs Ohr der verzagenden Verkleinerung seines Selbst. Verbitterung und Haß quollen breit aus seinem gequälten Herzen. Sie verstehen mich nicht! Sie folgen mir nicht! Das ist's!...

Blöden Blickes saßen sie und wußten nicht, daß es um sein Leben ginge. Leer waren sie; es klang kein Widerhall in ihnen. Allein und unverstanden hing sein Wollen in der Menschheit, seine Anker rissen und fasten nicht Grund. Wofür? Wofür dann alles? Schillers beleidigtes, verschmähtes Blut rauschte auf, zornig und ungestüm, es schrie in den Ohren und lärmte, überlaut, wie die gepeinigte Menschheit am jüngsten Richttage, immer lauter und dröhnender, es drohte, ihn zu zersprengen — es war Beifall — lauter, dröhnender Beifall, der urplötzlich um ihn seine brandende Gischte reißte und zischend in die offene Szene wogte, der die menschlichen Körper in begeisterten Schauern hin- und widerriß. Wie eine Peitsche fiel die Erkenntnis der Welttragödie auf die arglos gekommene Menge, die sich in eignen Neßen fing. Der Gewissenswurm kroch aus der Larve...

Wie Gewitterwolken hing Jfflands Spiel über den Bebenenden. Die zackigen Sporen der Schillerschen Rinderwucht hieben ins Seelenfleisch der Zuhörer. Die glühenden Eisen der herzgehämmerten Worte brannten unter ihnen. Unverhüllt sprang die ewige Menschenseele aus Dalbergs Kostümen, die vergebens die Zeit und ihren Kampf umpappten. So lebten

und litten sie alle! Das lügnerrische Dunkel setzte vor ihren Augen entzwei; sie sahen klar und hell, für einen kurzen Augenblick, die Verknöcherung, die Zernichtung des Menschentums.

Wie eine heulende Woge, die unwillig entkräftet geht und wütend von neuem, mit neuer Kraft, anspringt, so brauste der nimmerstille Beifall. Sie schrien und weinten, sie jubelten und röchelten, sie trampelten mit den Füßen und rangen die Hände, derweil auf den Brettern unaufhaltsam das Schicksal seinen ehernen Schritt ging; starrend sahen sie das schreckliche Gleichmaß. Klar und bewußt fühlten sie, daß sie Fahren in sich trügen, die nun im Windstoß seherischer Begabung in gleicher Richtung wehten. Der Gewissenswurm krümmte sich, er verleugnete seine Dressur. Wild klopfen die Herzen, sie sprangen wider die Fesseln an. Es war ein „Erfolg“, wie ihn die Geschichte des deutschen Theaters nimmer sah.

„... Geht — kein Lebewohl — dort sehen wir uns wieder — oder auch nicht wieder — fort! Schnell! Eh' ich weich werde.“

Schiller umkrampfte das Holz des Sitzes, der seinen angespannten Körper stützte, er empfand seine Kraft und Macht, die Gewalt seines Herrschvermögens. Groß und gläubig lag sein Blick auf der quirlenden Sturmflut der beifallrasenden Menge. Er fühlte sich eins mit ihr. An ihrer Spitze! Doch unter ihnen! Er fühlte den Zug des gemeinsamen Fadens, der sie zusammenband, an dem er, der Seelentrümm, gerissen hatte, den sie nun hin- und widerzerrten, im Ringen der erweckten feindlichen Gewalten des Lebens, die sie, bis heute

ahnungslos, in sich getragen. Die süße Güte sitzt neben der häßlichen Sünde, jeder Mensch ist häßlich und gut. Man muß nur mit eisernem, nimmer nachgiebigem Knöchel an die versperrte Pforte ihrer Seelen lärmern, vor der Schutt und Moder liegen, bis sie sich aufstut. Dieses Erkennen und dessen Immerwieder-Erreichen sind ein voll und hart gelebtes Menschenleben wert.

„... Dem Manne kann geholfen werden!“

Der Vorhang fiel, Beifall und Atem stockten. Sie fühlten plötzlich, daß es Nacht um sie geworden war. Still und bewegungslos hielt die Ewigkeit die eisigen Hände über die besiegte Menge; sie segnete sie. Flämmchen zuckten auf, bald hier, bald dort. Kleine, zitternde Flämmchen züngelten aus den Herzen, hüpfen und sprangen zueinander, sie umarmten sich, sie umfingen sich. Stärker und greller wurde der Schein. Die leuchtende Flamme des Menschentums schoß zur Höhe. Das Knattern und Krachen des flammenden Hoffens und menschlichen Sehnsens hörte sich an wie Händeklatschen, Füßetrampeln und Jubelschreie.

Schiller hing an Petersens Brust; seine heißliebenden Blicke umarmten dankbar die Menge, die sein Werk von ihm löste und in den Strom des Allgemeinbesitzes riß, die es als Saat im Herzen forttrug in alle Gauen und einen neuen Hoffnungswimpel hiftete: Das Gute wird belohnt und das Böse bestraft!

„Petersen! Mein Leben sei der Menschheit geweiht! Sie verdient es! Sie verdient es!“

II. Die Freiheit.

Bei Lengefelds traf Schiller den Gewaltigen, dessen Dasein sein Leben bisher erhellt und zerquält hatte. Kleiner war die vornehme Gestalt, als sie seine Erinnerungen und Erwartungen gemalt hatten, schroffer die Art des persönlichen Gebarens, als es der freie Geist erwarten ließ. Goethe saß versunken im Lehnstuhl. Er sprach von Italien: „Die venezianische Sprache ist Mittaglicht...“

„Lieber Herr Beheimrat, mit Verlaub“, stellte Frau von Lengefeld aufgeregt vor, „hier präsentiere ich Ihnen Herrn Schiller, der sich seit langem sehnt, Sie kennenzulernen.“ Schillers Lippen zitterten. Nun fiel die Entscheidung!

„Erfreut!“ sprach Goethe. Ohne aufzublicken, machte Goethes Kopf eine kaum merkbare Bewegung des Grußes; unnahbar blieb die Hand auf dem Sesselftuch. Der Allmächtige unterbrach seine Rede nicht, die sich anzüglich wandelte: „Italien ist das Land der reifen Menschen und der reifen Kunst. Eine Barbarei des Geistes und der Sinne ist unser trauriger Norden dagegen, samt seinen traurigen Künstlern. Merken Sie an, was hier als Ideal der Kunst verhimmelt wird: Lärm und Gemeinheitsphrase!“ Goethes Blick strich über Schiller. „Wirkliche Bildung gewahrt an den täglich vor uns liegenden Gegenständen viel mehr, als denen verlagert ist, die ewig in Exaltationen schwärmen!“

Betroffen sahen sie zu Boden. Sie fühlten die verletzende Absicht; Frau von Lengefeld hüftelte; tickend maß die Uhr die Minuten — im gleichen, schwer errungenen Stolz erhaben, zerbrach Schillers Stimme die drückende, ängstliche Stille des dunkelnden Raumes: „Fräulein Lotte,“ sprach er beherrscht zur Tochter des Hauses. „Ich versprach, Ihnen meine ‚Götter Griechenlands‘ mitzubringen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen selbe in Ihr Zimmer lege.“ Er erhob sich und stemmte seinen Blick dem verschlossenen, verdunkelten Augenpaar Goethes entgegen. „Permission, Herr Beheimrat!“ sagte Schiller, bei leichter Verbeugung, mit zurechtweisender Höflichkeit. Hochaufgerichtet schritt er durch die Türe.

„Das ist aber sehr freundlich von Ihnen!“ rief Lotte in

hilfloser Verlegenheit und flog. Ernst, schmerzlich-verzichtend sah ihr die verheiratete Schwester nach...

„Dieser Mensch ist mir im Weg!“ knirschte Schiller, sobald er in Lottens Stube angekommen war. „Das Schicksal gab uns ungleiche Waffen vom Elternhause an!“

„Herr Schiller“, stammelte Lotte von Lengefeld mit tröstender Angst in den hingebenden Augen, „ich kenne Goethe seit meiner Kindheit; zürnen Sie ihm nicht! Er ist gut — er wird auch Sie lieb gewinnen; er braucht lange, bis er Vertrauen schenkt — verlieren Sie nicht die Hoffnung; ich helfe Ihnen!“

Schillers Blick lächelte wegwerfend; der schwer gekränkte Mensch, der sich zur Höhe des Geistes, den er beherbergte, noch nicht dauernd zu schwingen vermochte, streckte mit sehnsüchtigem Dank die Rechte nach der hilfbereiten, mitleidvollen Mädchenhand. „Es gibt eine Sprache, die alle Menschen verstehen. Diese ist: Gebrauche deine Kräfte! Noch fehlt mir viel! Wer aber mit seiner ganzen Kraft wirkt, kann nicht verborgen und nicht verkannt bleiben!“ Er fühlte den heißen, zustimmenden Kuß eines Menschen, der auch allein ging, auf seiner Hand, sah tränenüberströmte, aus tiefster Verehrung liebende Augen, herrisch zog er sein Weib an sich: „Nimm mir die Irdischkeit! Freiheit gebrauch' ich in dem Kampf mit ihm!“

Demütig schwörend nickte Lotte.

Nebenan sprach Goethes urstark-kastende Stimme. Sie klang verschleiert, im bitteren Harne furchtbarster Einsamkeit...

*

Steif und bewegungslos, im Sattel nach vorn gesunken, zog Schiller in Jena ein. Das müdgeheßte Pferd stieß mit den schleppenden Beinen an die Katzenköpfe der elenden Pflasterung, daß die lange, schmale Gasse klang. Hier und da fiel kärglicher Lichtschein aus den kleinen Fenstern. Mechanisch lenkten die zuckenden Muskeln zum Eckhaus am Jenerplatz; sie hielten das Pferd an. „Kopf weg! Kopf! Kopf weg!“ erklang der übliche Studenten-Warnruf; der ekle Inhalt eines Nacht-

geschirrs klatschte, Schillers Gaul beschmüßend, nieder. Im hellen Fensterviereck wurden zwei Köpfe sichtbar. „Hoiho? Beim Pedellenhund! Der Professor!“

Die Köpfe und die Stimmen fuhren ins Zimmer, gleich drauf mischte sich auf der Treppe der Lärm derb springender Füße mit Sporenklingen. Schiller schraubte sein verstörtes Antlitz in die Höhe; kraftlos riß er am Zügel. Mit letzter Anstrengung glitt er vom Sattel. Schwach soll mich niemand sehen! Zitternd, an das Pferd gelehnt, stand er, als sie aus der Türe auf den Stufen erschienen.

„A l'honneur! Er hat seine kleine Maman in Weimar verloren!“ schrie ein schlanker Bursch mit flatterndem Haar und sprühenden Augen. Skandalstreichend sah er seinen Lehrer an: „Sie müssen einen Spektakel traktieren!“ sagte er hitzig. „Daß alle honorigen Pürschenbäuche ‚à Bonne‘ grölen! Wissen Sie's schon?“

„Was?“ fragte Schiller mühsam, der herbeigeilte Hausdiener zerpte ihm den Zügel aus den starren Fingern. „Was gibt's — Hardenberg?“ Taumelnd stieg Schiller die Stufen zur Haustüre hinan; Friß von Stein maß ihn prüfend:

„Was ist Ihnen?“

„Der Gegenwind — auf der Chaussee!“ Ein Schüttelstrost faßte Schiller.

„Faß an, Hardenberg!“

„Meinet ihr vielleicht, ich hätt' — gezech't?“ Schiller riß sich, durch eine jähe Drehung, los. Bei schlankernden Armen stierten seine glänzenden, weit aufgerissenen Augen sie an. Er taumelte. Mit gewaltsamem Anlauf, unsicher abgleitend, sprang er die ausgetretene, finstere Holzstiege hinan, dem Scheine nach, der vom erhellten Arbeitszimmer durch die offenstehende Türe in den Flur leuchtete. An die Kommode gelehnt, hielt sich Schiller, schwer atmend, aufrecht; mit wilden Blicken, wie ein umstelltes Tier, das den unausweichlichen Tod vor sich sieht. „Wem — soll ich — Spektakel — traktieren?“

„Der Hardenberg hat sich gaudiert!“ lenkte Friß von Stein ab. „Weil er das Weimarer Militär mit vertrieben hat! Wollen Sie heißen Tee?“

„Warum — Militär?“

„Ach“, sagte der Steinin Sohn, „dem Professor Hufeland ist, auf kursächsische Beschwerde hin, die Vorlesung über die französische Konstitution, wegen Staatsgefährdung! eingestellt worden.“

„Wir rottierten uns aber weidlich dagegen!“ schrie Hardenberg, „die militärischen Kerls rannten wie Hasen!“ Schiller preßte die Hand auf die schmerzende Brust; gebrochen und leer versuchte er zu lächeln; kaum hielt er sich noch am Bücherregal aufrecht. „Warum soll er's nicht wissen!“ beehrte Hardenberg gegen Stein auf, der mit den Blicken warnte, weiterzusprechen. „Der hungrige Pedant Heinrich hat beim Buchhändler auch Ihr angeschlagenes Titelblatt abreißen lassen! Kurzweg: abreißen! Er hat dem Kollegium angezeigt, daß Sie sich anmaßlich Professor der Geschichte, statt der Philosophie, nennen!“ Wütend knallte Hardenberg in Hockstellung mit den Händen auf seine ledernen Hosen, die in mächtigen Kanonenstiefeln steckten. „Wir werden ihm dafür heute noch ein Pereat schreien!“ Der Frost warf Schiller, daß ihm die Zähne aufeinander schlugen. Mit geballten Fäusten ging er taumelnd, im Zickzack, mit drohenden Blicken jede Hilfe abwehrend, zum Tisch; dort lagen Bücher, Korrekturen und Briefe: viel Arbeit. Er sank auf den Sessel, nahm die letzten Reste seiner Kraft zusammen, zielte mit den zuckenden Fingern der Rechten, die krampfhaft den Kiel umschlossen, zum Tintenfaß, mit der Linken riß er einen Zettel vom Manuskriptstos. Er schrieb, mit flatternden Schriftzügen und wirren Buchstaben, die er vergebens in beruhigende Ordnung zu zwingen suchte: „Liebste Kleine Frau, mir geht Es ganz gut . . . aber du fehlst, ängste dich nicht, weil die Krankheit ist nicht stark, aber wieder und komm. Komm! . . .“ Von einem teuflischen Fieberanfall

der kranken Lunge gepeinigt, stierte er hilflos um sich und stammelte auf den Zettel weisend: „Nach Weimar, mit Schonung!“ Niedergebeugt ergab er sich der schweren Ohnmacht. So fand ihn Lotte.

Reglos lag er in die Kissen gesunken, in heftigster Fieberglut, ratlos von der Hauswirtin und den Studenten umstanden. Lotte schloß die Fensterladen, damit keine Zugluft eindrange, verbot dem todverlegenen Hardenberg das Pfeifenrauchen im Krankenzimmer und hörte gefaßt des Stadtphysikus düsteren Bericht:

„Gegen die Entzündung der Lunge werd' ich mich schon mit Zuggplastern und Blutegeln wehren! Der Eiterherd liegt allerdings durch die üble Haltung des Brustkorbes die langen Jahre her beim Arbeiten böß! Zuerst muß das Fieber im Hofrat ausbrennen: er hat, im Tabakqualm sitzend und studierend, arg wider seine Gesundheit gesündigt. Zuviel Ehrgeiz schadet! Vertrauen wir Gott, und wenn's doch schlechter werden sollte, Frau Hofrat, ich bin im Klub!“ Er stuzte, durch die ängstlichen Augen der jungen Frau aufmerksam gemacht: Offenen Mundes, mit Grausen, hörte er, daß abgerissene, seltsam beschwingte röhelnde Singtöne, wie aus der anderen Welt aus der offenen Türe des Krankenzimmers kamen:

„. . . Ich diene heiliger Magie — und weisen Weltensplanen! Zum Ozane — der — großen Harmonie! Hesperiens Gesilde — herbei den Erntekranz. . .“ und dann ein schäumender, tobender Wutschrei, als hätte Schiller die verzweifelte Lage seines Wollens klar erkannt: „Ich will, ich will — du wirfst mich nicht, Sphinx der Gespenster!“

Sie hielten ihn. Mit Händen und Füßen schlug er um sich, Blut flog aus seinem Munde, aufs zer-etzte Hemd.

*

Schiller und Goethe wurden im drängenden Strudel der Hörer, die die Sitzung der „Naturforschenden Gesellschaft“ verließen, Brust an Brust gepreßt. „Verzeihung“, sagte Schiller, „verzeihen Sie, Herr Geheimrat.“ Sie gewannen langsam die Straße. Goethes Gesicht war unsicher und unentschlossen. Er fühlte den Drang, ein paar freundliche Worte zu sprechen. Respektvoll grüßten die Umstehenden; sie wichen zur Seite, der Platz um Schiller und Goethe wurde leer. Schiller zog den Hut und wandte sich. Hastig, wie flehend, fing Goethes Hand Schillers Schulter. La'tend, mit leiser, verschleierter Stimme, sprach Goethe: „Ich höre viel Gutes über die ‚Horen‘. . .“

„Sie entwickeln sich zufriedenstellend, Herr Geheimrat, und lohnen die Mühe.“

Goethe hielt den Kopf gesenkt. „Es ist schön, daß Ihnen auch noch Zeit bleibt, die Vorträge fernliegender Gebiete zu besuchen“, sagte er, kaum hörbar.

„Das Thema der Naturbetrachtung liegt mir nahe, Herr Geheimrat; es ist der Kunst verwandt.“

Tief stach Goethes prüfender Blick in Schillers klare Augen; unsicher schwebte Goethes Hand in der Luft, als fürchte er, der andere könne ihn verlassen. „Gefiel Ihnen der Vortrag?“

„Nein“, sprach Schiller. „Die zerstückelte Art der Darstellung, die den Zusammenhang der Gedanken vermissen läßt, hatte wenig Anziehendes für mich. Ich lerne nichts für den Zusammenhang mit der Natur, wenn ich alle möglichen Details kennenlerne; mir fehlte die Weite der Weltbetrachtung, der Überblick der Gesamtanschauung.“ Freudig, betroffen leuchteten Goethes Augen auf:

„Jawohl“, sagte er mit zitternder Stimme, „man muß die Natur stets im ganzen, aus dem Ganzen in die Teile strebend darstellen. Die stückweise Vortragsweise rußt auf dem ewigen Irrtum, daß man so vortragen könne, wie man die Natur erfährt. Wohl erschließt sich die Natur nur stückweise, durch Betrachtung und Erfahrung, doch diese müssen sich erst zum

einheitlichen Bilde geformt haben, ehe man sie ändern vermittelte. Da das vom Vortragenden nicht erreicht wurde, wäre es besser gewesen, er hätte geschwiegen."

Schiller lächelte herb: „Zu solcher Gründlichkeit hat die Menschheit von heute nicht Zeit.“

„Jedliches Menschenwerk“, sprach Goethe barsch, „ob Vortrag, Drama oder Gedicht, muß, wenn es vollkommen sein will, eine Welt für sich bilden, mit eigener Erdschale und eigenen Planeten“, Goethe lächelte kummervoll und barschbeißig, „so vollkommen, als eben unsere Welt vollkommen ist.“

„Bleiben wir beim Gegenstand des heutigen Vortrages“, sprach Goethe. „Die Pflanze ist, das werden Sie zugeben, ein Stück Natur.“ Schiller nickte. „Was vom Stück gilt, gilt von der Gesamtheit: die Entwicklung der Pflanze — in Ihrer vertrackten kantischen Ausdrucksweise: die Entwicklungsidee der Pflanze — ist, darin werden wir hoffentlich auch einig sein, völlig aus der beobachtenden Erfahrung zu erklären?“ Schiller nickte. „Gut! Durch das Bildungsgesetz der Pflanze zeigt sich mir das Gesetz, das jedem Wachstumsprozeß überhaupt eigen ist, also — damit eigentlich alles! Ohne den gepriesenen Verstand, ohne das ‚Denken‘! Vermeinen Sie nicht, Herr Hofrat, daß dieser Beweis für mich spricht!?“

„Sie sind also jetzt wieder, Herr Geheimrat, der Meinung, im Gegensatz zu vorhin, daß die Natur alles zeigt? Verzeihen Sie“, sagte Schiller, durch Goethes schmerzlichen Blick gerührt und beschämt. „In den Regionen, in denen wir kämpfen, zeigt nur der Dummkopf unentwegte Sicherheit!“ Schiller atmete befreit auf: er hatte sich bezwungen und — sich selbst dadurch freigesprochen!

„Diese Überlegung, Herr Hofrat, ließ mich vorhin nicht weiter in Ihre Widersprüche dringen!“

„Wie wollen Sie“, fragte Schiller, „die Entwicklungslinie, das Typische, wie ich sage: die Idee der Natur erfahren? Nicht wahr: das Bildungsgesetz ist das Höchste in der Natur; die Idee, der Geist, ist das Höchste im Menschen? Wenn die Natur den Menschen, also auch die Idee des Geistes, schafft, müssen die höchsten Spitzen beider, Bildungsgesetz der Natur und Idee des Menschen, Zusammenhang zeigen...“

Goethe starrte in den Staub; er hörte, zu sehr mit sich beschäftigt, nur mit halber Aufmerksamkeit zu. Er sann nach, wie er die allmächtige Natur in sich, unter der er beseligt litt, als Herrscherin, als absolute Majestät des Alls beweisen konnte. „Voreerst“, sagte Goethe, den einwärts glühenden Blick hehend, „wäre zu bestreiten, daß die Idee das Höchste im Menschen ist; doch halten wir uns nicht mit Wortspaltereien auf; ich will Ihnen lieber mit ein paar Strichen ein Bild der Anschauung entwerfen, das beredter spricht als tausend klägliche Worte!“ Nervös suchend blickte er um sich; er war angeregt wie nicht mehr, seit er zum ersten Male die keimreifende Sonne Italiens über sich fühlte; er sah an Schillers Haus empor: „Könnten wir nicht für einen Augenblick in Ihrer Wohnung einen stillen Winkel zur Beendigung unseres Gesprächs finden?“

„Bitte!“ Schiller öffnete das Haustor. Hurtig, gierig, den ändern zu befehlen, verschwand Goethe unter dem runden Steinbogen im finsternen Flur. „Sie wohnen im obersten Stock?“ — „Ja.“ Emsig klonn Goethe empor, seine Stimme sprach auf der steilen Holztreppe: „Kennen Sie mein Schriftchen: ‚Versuch, die Metamorphose der Pflanze zu erklären‘?“

„Gewiß“, sagte Schiller. Er stieg schwer atmend, mit Anstrengung, hinter Goethe die hohen Stufen hinan.

„Ich habe dort versucht, die mannigfaltigen Erscheinungen des Weltgartens auf ein allgemeines Prinzip zurückzuführen.“ Goethe spürte im Finster der Treppe, daß der schmutzige

Strich, an den sie sich beim Emporsteigen hielten, heftig schwankte.

„Verzeihung“, keuchte Schiller, „ich kann, mit meiner kranken Brust — nicht sprechen und — steigen zugleich! Wir sind — gleich droben.“ Goethes Füße lärmten zurück: Schiller fühlte sich von Goethes Händen zart helfend umfaßt und liebevoll gestützt:

„In mir ist eben die Natur ohne Denken“, sprach Goethe mit gutigem Selbstspott, „verzeihen Sie, daß ich die Rücksichtnahme auf Sie so völlig vergaß!“ Besorgt, mit weichen Mutterhänden geleitete er den Schweratmenden Schritt für Schritt zur Helligkeit empor. „Die Debatte, die wir führen, schadet Ihnen doch nicht?“ Angst und Hoffnung auf Verneinung waren in Goethes Frage.

„Nein.“ Sie erreichten die ebene Bodensfläche des Ganges. Mit zittriger Hand schob Schiller den Schlüssel ins Schloß. „Hier ist mein Arbeitszimmer“, keuchte er, „wir sind ungestört; die Wohnung liegt im tiefen Stock.“ Er ließ Goethe vorangehen. Kritisch trat Goethe ein. Er fand Stiche — südlicher Landschaften an den Wänden, Loftens peinliche Ordnung. Ein Hauch seiner eigenen Kulturgedanken schien hier zu wehen! Er sah die neueste Ausgabe seiner Schriften im Regal. „Vor allem, verschmausen Sie jetzt!“ sprach Goethe herzlich, krampfhaft versetzte er die Finger auf dem Rücken, um die „verfluchte“ Wärme, Weichheit und Güte zu bändigen, die schon wieder heftig aus Licht begeherten, die er so schmerzlich unter harten Panzern vor der mißhandelnden Außenwelt verschloß. Wie anders war doch der Brutale, Laute, als er gedacht hatte?!... Goethe fühlte, daß ihm ein Zeichenstift in die Finger geschoben wurde; betroffen, nicht gleich verstehend, benommen vom Erkennen seines Unrechtes gegen Schiller, sah er diesen an.

„Zeichnen Sie mir das Bildungsgesetz der Pflanze auf, das Sie durch Ihre Anschauung erfuhren, Herr Geheimrat! Ich kenne es; doch, bitte, erklären Sie es mir jetzt noch einmal!“

Drohend flammte Goethes Blick; war das — Spott?

„Gut. Ich werde Ihnen das Bild erschöpfend entwerfen, das mir die Beobachtung schenkte. Es ist die Aufnahme der Natur aus der menschlichen Wurm Perspektive heraus; davon leitet sich die ganze Natur ab; es ist alles hiernieden nur ein Gleichnis.“ Mit wenigen Strichen entstand die „Urpflanze“ vor Schillers Augen. „Ich fand“, sprach Goethe, „durch jahrelanges Beobachten, indem ich die Pflanze im Werden und Wachsen betrachtete, daß Same, Stempel, Kelch, Blume, Staubfäden und alles, was der Pflanze gehört, bloß umgestaltete oder ‚metamorphosierte‘ Blätter seien, daß alle Gebilde der höheren Pflanzen auf das Grundorgan: ‚Blatt‘ zurückzuführen seien. Wenn Sie mein Buch gelesen haben, wissen Sie das!“ Schiller nickte. „So weit wir Menschen also derzeit sehen können, ist das Blatt das Grundorgan der Botanik. Spätere Geschlechter finden vielleicht noch einfachere Grundformen. Ich entdeckte, von dieser Pflanzenerfahrung ausgehend, kontrolliert durch Erfahrungen auf dem Gebiete der Anatomie und Osteologie, um nur zwei weitere Namen für das große Eine zu nennen, daß sich das erlauchte Gesetz auch auf alles übrige Lebendige, das ich bis heute kenne, anwenden läßt, daß sich die Natur durchweg aus einem Grundelement zu ihren Mannigfaltigkeiten entwickelt. Ich weiß, daß ich die einfache Schöpfungslinie, die Urform jedes Dinges in der Natur, jegliches Geschehens überhaupt, muß darnach finden können, wie ich sie bei der Pflanze fand. In dem Anschauen der Sitte vieler Völker, auch auf anderen Gebieten erschloß sich mir bereits die Grundform des irdischen Gesetzes. Im Zeichnen, Malen, Bildhauern, in der Musik fand ich Gleiches; ich brauche allerdings noch ein sehr langes Leben, um in jedem Ding das gemeinsame Naturgesetz, die Bestätigung der Detailerfahrung erfahren zu können; das hat aber mit der Richtigkeit meiner Erkenntnis durch die Erfahrung nichts zu schaffen.“



Das Matterhorn.
Holzschnitt von C. Haas-Triverio.

Auch im Tier und im Stein werde ich die Urform erschauen; ich bin dabei. Unter die Tiere reihe ich natürlich auch die Menschen ein."

Bewundernd war Schillers Blick auf Goethes faustisch-fühnem Antlitz. „Das Wort soll gelten“, sprach er, erschüttert durch die heroische Verwegenheit des andern, die nun offen vor ihm lag: das Weltbild rückerschaffen zu wollen, um es zu erfassen, um die gleiche Einsicht in die Schöpfung zu haben wie Gott! „Sie erkannten, daß alles bis heute aufwärts steigt!? Ihr Instinkt-Resultat stimmt hierinnen mit dem reinsten Resultat meiner spekulierenden Vernunft — überein! Wodurch aber sollen spätere Geschlechter der Erde mehr finden können als wir von heute?“

Goethe sah Schiller an; Schillers bleiches Antlitz war edel und schön, es trug keinen Schimmer persönlicher Rechthaberei; Goethe antwortete: „Unsere Nachkommen werden größere Zeiträume, also weitere Beobachtungsfelder vor sich haben. Mehr Erfahrung, bessere Instrumente in und außer sich, das gibt dann auch mehr Erkenntnis nach rückwärts!“

„Darf ich wissen, wie Sie bei Ihren naturwissenschaftlichen Studien verfahren?“

„Ich suche und studiere unablässig, überall, im Reisewagen, im Audienzsaal, überall, zu jeder Zeit, die Wirklichkeit im höchsten Sinne; nicht die bloße Erscheinung, deren Wesen, die Wirklichkeit als Erfüllung des Weltgesetzes! Die fünfzig Jahre, die ich Erdenwanderer bin, schaute ich stets die Dinge ihres Kernes wegen an, ich lasse ihre Elemente in mich strahlen, bis der angeschaute Gegenstand aus mir — bis ich, sozusagen von ihm übersättigt, überlaufe — reflektiert. Man muß dabei bloß dem ewigen Naturwillen vertrauen und, wie ich es bei meiner Knochenlehre zuerst übte, bei stufenweiser Vergleichung, vom Einfachsten auf das Zusammengesetzte, systematisch, das heißt lückenlos, fortschreiten! Es ist ein Spiel mit ewig neuen Freuden.“ Goethe runzelte die Stirn: das Geschrei von Schillers jüngstem Kinde klang in die Stille der Aussprache; Goethes Augen leuchteten dankbar und froh auf; das Leben trug ihm hier eines seiner Millionen Beispiele für die Richtigkeit seiner Lehre zu: „Macht es doch der Mensch, im Laufe seines Lebens, ebenso“, sprach Goethe, „auch Ihr Kind wird nur durch die Erfahrung zum Menschen!“

„Drum auch die Erfahrung“, sprach Schiller, „sie kann verstimmt, ohne den Teil Idee, nicht lebensfähige Endresultate zeitigen; die sinnliche Form Ihrer übersinnlichen Urpflanze ist nicht nur äußerliche Erfahrung der Gottnatur, sondern auch eine Idee! Ich gebe aber zu, daß vielleicht in dem, was ich bis heute Idee nannte, manches nicht reine Idee, sondern auch Erfahrung ist! Damit ist der Widerspruch, den Sie zwischen dem Inhalte meines Einladungsschreibens zur ‚Horen‘-Mit-arbeit und meinen Reden vorhin fanden, gelöst!“

Goethe sah Schiller an. Jäh brach die befreiende Lücke in den scheu und hartnäckig gehüteten Damm seiner genialen Einseitigkeit. Die selbstgewählte Straße, die sich Goethe seit Jahren immer verhängnisvoller verengt hatte, was ihn tief zermühte und ihm den Mut lähmte, schwand, die Straße lief — breit — weiter! Der Ausweg! Reich ist wieder die Welt! Stürmischer Jubel, wilder, stürmischer, jugendlicher Jubel brauste in Goethe auf. Noch hinter den Schild der Verdrießlichkeit geduckt, sprach er: „Sie sind undankbar gegen die große Mutter.“

„Herr Geheimrat“, sagte Schiller, „ich habe aus den gleichen Gründen wie Sie lange Jahre hindurch zu sehr von der Natur weggedacht, wie Sie zu sehr zu ihr hin! Hören Sie mich an: Nie kann eine Erfahrung gegeben werden, die jemals einer Idee angemessen ist! Das Eigentümliche der Idee besteht darin, daß ihr niemals eine Erfahrung nahekommen kann! Ihre ‚Urpflanze‘ mit all den wundervollen Ausblicken auf das Gesamtdasein, deren Andeutung ich gerade durch Sie

neu erleben durfte, zusamt Ihrem übermenschlichen Vertrauen in die Ihnen innewohnenden Götterkräfte, Ihre Vermessenheit, ist keine beobachtete Tatsache, sondern eine Idee, nach den beobachteten Tatsachen, der Versuch, die durch die Universalbeobachtung erfahrenen Tatsachen geistig zu ordnen, sie zu beherrschen! Ihre ‚Urpflanze‘ ist ein Gebilde der denkenden Anschauung, dazu dienlich, das bunte und wirre Durcheinander aller erfahrbaren Pflanzenbilder denkend zu umfassen und zu beherrschen! Sie unterschätzen zu sehr die Arbeit Ihres Geistes, Herr Geheimrat! Jede Erkenntnis entsteht an der Grenze dessen, was die Beobachtung findet, mit dem, was der forschende Verstand hinzufügen muß, um, über die Beobachtung hinweg, die Einheit des bildenden Naturgesetzes zu erkennen! Die ‚Urpflanze‘ ist die aus der Anschauung in Ihnen entstandene Idee der Pflanze!“

Düster starrte Goethe vor sich nieder: Hatten die recht, die seine optischen Versuche „kritiklose Willkürlichkeiten“ nannten? Goethe hob den Kopf. „Lassen Sie mich auf mein angeborenes Gebiet zurück: zum Künstlerischen“, sagte er ärgerlich. „Locken Sie mich nicht weg von mir! Im Künstlerischen schließen sich alle Kräfte der Menschheit zur Einheit zusammen. Gehen wir davon aus! Im vollkommenen Kunstwerk kommt sich die Natur zum Bewußtsein, dort spricht sie deutlich ihr tiefstes Wesen in anschaulichen Gestalten aus; ich liebe keine philosophischen Haarspaltereien.“

„Warum schufen Sie dann, seit Jahren, nichts Künstlerisches mehr, wenn Sie sicher sind, daß sich Ihnen dort allein die Vollendung erschließt?“

„In diesem Deutschland“, sprach Goethe schmerzlich, „stirbt alle Kunst.“

„Das ist es nicht; Sie fragen, wenn Sie wollen, jeden Himmelsstrich in sich! Sie schufen solange nichts Künstlerisches, weil Sie die Vernunft nicht vom Kunstwerkbau auszuschließen vermögen; weil Sie sich diese Tatsache noch nicht eingestehen wollen! Ihr Gefühl muß vertrocknen, wenn es der Gedanke nicht stets neu glüht und im Widerspruch neu zur Tätigkeit lockt! Sie sind Natur, Ihre ureigenste Hervorbringung ist Kunst; ich will Sie bloß darin bewußt machen; Sie von der Kunst ‚wegzulocken‘, ist nicht meine Absicht; im Gegenteil! Auch ich bin, vor allem, Künstler!“

„Warum schaffen dann Sie — ich gebe Ihre sonderbare Frage retour! — auch seit Jahren keine Kunst?“

„Weil ich Ihren Fehler auf der anderen Seite beging! Ich strebte bewußt nach der Vermischung der beiden Weltenhälften, die bei Ihnen unbewußt eines bilden! Ich trennte die Erkenntnismittel, um genau zu wissen, was mir zum ganzen Künstler fehlt, der Bedeutendes nur aus der Einheit seines Ichs, wie die Schöpfung ist, schafft! Dabei trennte ich zu viel; der kalte Verstand mordete das Dichtertum. Ich schwebte als Zwitter zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie, dessen Dichtungsabsichten das kalte Reflektieren in mir erwürgt, ehe sie stark genug sind, um lebendig zu werden.“ Goethe atmete schwer: „Sie schweben“, sprach Schiller, „zwischen dem überreichen Empfinden, dem Urerfühlen, und dem ihm Nötigen: der streng logischen Vernunfttätigkeit Ihres Geistes!“ Schillers gepresster Atem piff; er riß den Kopf in die Höhe: „Ich werde schwerlich Zeit haben, so oder so, die große Geistesrevolution in mir zu vollenden“, sprach Schiller; „mir wird es wahrscheinlich genügen müssen, die beiden auseinander- und zueinanderstrebenden Kräfte erkannt zu haben, ihre Grenzen bestimmt zu haben — nehmen Sie so, Herr Geheimrat, alle meine Einwendungen gegen Ihre Art auf! Nur so!“

Bei bebenden Lippen sah Goethe Schiller an. „Was ich noch tun kann, werde ich tun“, sprach Schiller. „Wenn das Gebäude zusammenfällt, habe ich vielleicht doch einiges Erhaltungswertes für andre aus dem Brande gerettet. Was ich

zurücklasse, was ich anfang, sollen Sie fortführen; Sie allein sind fähig dazu! Darum“, sprach Schiller, „wollte ich, daß Sie an meinen ‚Horen‘ mittäten, darum müssen Sie sich endlich Ihrer großen Kräfte voll bewußt werden, sie zu lebhaftestem Gebrauche ermuntern! Sie sind auserwählt, ein Königreich zu regieren, das gibt Pflichten! Vollenden Sie drum, ich bitte, vor allem den ‚Faust‘!“ . . .

Goethes Anklag, das zutiefst ergriffen zugehört hatte, verfinsterte sich. „Ich mag das Paket nicht aufmachen“, murzte er, „es ist mir ekelhaft. Wollen Sie mich zur Kunst zwingen?“ sagte er und richtete sich hochmütig auf. „Ich denke nicht an das Publikum, wie Sie, wenn ich schaffe, Verehrtester!“ Goethes Stimme schwoll. „Wahre Kunst kennt keinen Zweck!“ Goethe machte eine zornige, abweisende Handbewegung. „Lassen Sie mich mit dem verfluchten Worte ‚Pflicht‘ in Ruhe; dieser Wahnsinn hat Sie zum qualvollen Sinnieren gebracht!“

„Qualvoll oder nicht qualvoll; es ist unsre Pflicht, für die Gesamtheit zu schaffen! Jedes Ding der Schöpfung hat seine Pflicht, der es genügen muß. Sollen sich Stein, Pflanze und Tier aufwärts bauen und der Mensch — nicht? Wer soll ihn denn aufwärts führen, wenn nicht wir? Sie schreiben irgendwo: ‚Talente sind immer in Deutschland gewesen, leider entwickeln sie sich nicht.‘ Warum schreiben Sie: ‚leider‘?“

„Hab' ich das einmal geschrieben?“ Goethe lachte zerrissen. „Ich widerspreche mir oft; meinen Sie, der Mensch sei logisch? Auch die Kunst ist ‚unlogisch‘!“ Goethes Mund zuckte. „Es ist die höchste Logik, unlogisch zu sein.“ Goethe sah Schillers widersprechenden Blick. „Sie verstehen mich nicht?“ Suchend, fahrig blickte sich Goethe im Zimmer um. „Da!“ Heftig nahm er ein Bild von der Wand. „Das ist der Stuch einer Landschaft von Rubens“, sprach er, „nicht wahr? Sehen Sie“, er tippte auf das Glas, „die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe wirft den Schatten dem Beschauer — entgegen! Da haben wir das Sonnenlicht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches doch gegen die Natur, also völlig ‚unlogisch‘ ist? Rubens tat diese ‚Unlogik‘ der schönen Wirkung wegen; er tat recht, er handelte künstlerisch völlig logisch!“ Goethe hängte das Bild wieder auf; er wandte sich: „Das Lieblingskind der Natur, die Phantasie, hat ihre eigenen Gesetze“, sagte er, „Gesetze, denen der logische Verstand nicht beikommen kann.“ Mit Kinderbosheit, verzweifelt, drehte Goethe die Hand. „Da wären wir wieder am Anfang!“ Sein Blick ging gewohnheitsmäßig zur Wand: ob die obere Rahmenkante des aufgehängten Bildes horizontal läge. Seufzend blickte er die italienische Landschaft an. „Ach, wäre ich in Italien!“ Trüben Blickes sah er im Fensterrahmen die schmutzige Hausfassade gegenüber. „Hier ist der Barometerstand wie das Niveau der Köpfe! Niedrig! Ich leide.“

„Wenn der Künstler leidet, kann er die Seelen der andern ergreifen und erschütternd emporreißen aus der Enge des Daseins zur Anschauung des reinen Selbst, zur wahren Bestimmung! Nur dann! Der Lohn ist: die zurückgewonnene

Ruhe, seiner Pflicht zu genügen! Sie leiden, weil Sie dagegen fehlen, weil Sie um den ‚Faust‘ nicht kämpfen wollen, weil Sie fühlen, daß Sie dadurch Ihrer Natur untreu sind! Nur der Verlust der Natur ist dem Künstler Leid, alles andre ist ihm Kleinlichkeit!“

„Es scheint Ihnen also doch die Natur zur Kunst nötig?“

„Ich habe nie etwas anderes behauptet; ich gab die Kunst auf, als ich sah, daß ich gegen die Natur fehlte! Jeder Künstler ist Bewahrer der Natur. Nur aus ihr strahlt ihm die Idee der befreiten und dadurch vollendeten Menschheit entgegen. Verschieden ist bloß die Art der künstlerischen Darstellung. Die hängt davon ab, wie sich der Künstler zur Wirklichkeit stellt: naiv oder sentimentalisch, abseits oder: unter ihr leidend“ . . .

Wie in Angst sah Goethe Schiller an. „Was bin ich?“ fragte er tonlos.

„Im naiven Genie herrscht das Herz, es beglaubigt sich dadurch, daß es, unbekannt mit den Regeln, einzig von seinem Instinkt geleitet, ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks geht. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht der naive Dichter hinter seinem Werk, das Werk ist er“ . . . Goethe wurde bleich. „Sie sind ein übriggebliebener Grieche“, sprach Schiller, „ein Wunder. Sie behandeln sentimentalische Stoffe, wie den ‚Werther‘, ‚Lasso‘, den ‚Faust‘, vollendet naiv; ich verlor die Naivität meiner Kindheit im Kampfe um des Lebens Notwendigkeiten; ich ringe um neue Natur! Sie sind das Bild der Welt; ich bin das Bild der Menschheit; Sie sind Natur, ich bin Gedanke; Sie sind Herz, ich bin Kopf; Sie sind, ich will! Sie stehen fest, ich wandelte zu Ihnen; Sie sind Realist, ich bin Idealist; Sie haben recht, ich darf nicht recht haben, niemals, sonst verlöre die Menschheit den Trieb zum Himmelszelt.“

„Genug!“ flehte Goethe, er wich zurück, als schösse ihm grellstes Sonnenlicht ins Anklag, „genug!“

Reglos stand Goethe. Im Innersten erschütterte. Er begriff seine Sendung.

„Wir sind“, sprach Schiller, „in menschliche Formen gegossen, im höchsten Sinne, Geist und Materie, die Träger des Schöpfungszwiespaltes, die Regenten des Weltgetriebes, die feindlichen Pole aus gleichem Stoff, die der Urwille widereinanderheßt, damit nicht reglos der Tod als Harmonie das Weltall füllt und mordet! Das Kunstwerk versöhnt! In ihm, der Welt des Scheins, ist die Verbrüderung möglich, dort kann Vollendung sein! Ich werd' Ihr Werk ergänzen!“

„Wir wären Gott am letzten Schöpfungstag, gelang' — das?“ . . .

„Seien wir Gott in der Gemeinsamkeit!“

Kein weiteres Wort erfand die tiefste Menichensehnsucht, die Gottessehnsucht. Nur der verwegene Gedanke lebte, das höchste Wollen, das Gefühl ist, Einheit, Rückkehr, Lebensunmöglichkeit: der Menschheit Ziel durch Ewigkeiten, Erfüllung hinterm Tod.

Ehrfurchtsvoll zog die Sonne ihre Strahlen aus dem Zimmer; sie sank.

III. Den Sternen zu.

Die Pauken und Trompeten verstummten, mit denen das übervolle Theater in Leipzig Friedrich Schiller begrüßt hatte. Noch schollen Hochrufe. Alle standen und gestikulierten zu Körners Loge, in deren Hintergrund bleich und benommen der „berühmte Dichter“ saß. Der Vorhang stieg neuerlich auf. Der „Tell“ ging weiter.

Reglos saß Schiller. Er hörte von der Bühne Worte, Lärmen, Stampfen, Säge, zum Überdruß ihm wohlbekannt, weit losgetrennt von ihm und dennoch eigen. Trompeten

klangen, Pauken, von neuem schwoll des Publikums Geschrei zu ihm empor. Er hob sich fragend, scheu. Noch einmal sprach es von der Bühne, vor atembarem und erhobnem Haus: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht. . .“ Jubelnd, drohend, frohlockend schrien wieder die Seelen auf. Neue Hochs lärmten, Musik. Mit einem Schlage Stille: „Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben. . .“

Wieder hallten die Stimmen. Wieder riß ein Beifallssturm

durch das Theater; das war kein Spielen mehr, das war Gelöbniß und ein Racheschrei. Ein Drohen aller wider ihrer Fürsten Art, die ihre Väter, Brüder, Männer, Freunde zu Knechten Fremder zwang! Körners Hand zeigte hinab, sie bettelte auf Schillers Schulter:

„Du mußt dir das anschauen!“ schluchzte Körner. „Wie sie dich ehren!“

Schiller trat vor. Sie standen im Parterre, in allen Logen, rechts, links, hoch droben auf der Galerie: heiß, mit hocherhobnen Händen.

Zum dritten Male sprach es von der Bühne: „... Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr. Wir wollen frei sein, wie die Väter waren...“ Das Beifallklatschen wilder Hände drang neu tobend jäh dazwischen. „... Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.“ Schiller saß, vom Wunder überrieselt, starr: Das spricht der Schweizer, der um Freiheit rang, vor langer Zeit! Die Freiheit suchen alle. Nun trag' ich wieder aller Puls in mir, wie einst! Die Freiheit schreit noch immer durch die Welt, mit gleicher Kraft! Von ihnen her zu mir, von mir zu ihnen! Zuruf, Trompetenlärm...

„Ich bitt' euch“, flüsterte Schiller, sich scheu erhebend, „wir wollen schnell und unbemerkt gehen, eh' noch das Publikum zu den Gardroben drängt.“ Körner nickte. Sie nahmen rasch geräuschlos ihre Hüte. Leise, ganz leise öffnete Körner die Türe — zu beiden Seiten, an die kalten Mauern gepreßt stand Mensch an Mensch gestapelt. Männer, Frauen, Kinder, Mädchen, Burschen, Greise, arm, reich, hoch, niedrig. Gebeugte Häupter empfingen Schiller, ehrfürchtig, schweigend. Feucht schimmerten die Augen, geweckt, verehrend. Erst widerstrebend, dann hochaufgerichtet schritt Schiller durch die Dankbarkeit.

Der ganze weite Platz vor dem Theater war eine Menschenmasse, aus der die Sackeln grüßten und tausend, tausend Stimmen riefen: „Hoch Friedrich Schiller!“ Studentenschläger klickten. „Die Hüte runter!“ Entblößten Hauptes standen sie vor ihrem Geistesfürsten; jubelnd umbrauste ihn der liebende Dank innerster Anhänglichkeit. Er ragte, in seiner müden Schlankeheit zart und doch gebietend, auf freiem Plätzchen, das ihm die Achtung sparte, hoch über ihnen.

„Körner.“ Schiller streckte die Rechte; nun sah auch Körner nicht mehr, daß Schiller sterbensmatt. „Wir sind doch — Brüder!“ Barhaupt und totensüß, wie bei der Wandlung vorm Altar, so stand die Menge...

„Wenn wir die Summe der Ereignisse seit unserer letzten Silvesterfeier ziehen, Freund Schiller“, sprach ernst und weltverborgen Goethe, „so bleibt ein hartes Plus des Gevatters Tod.“ Goethes verschleierter Blick fiel von den Steinsammlungskästen, die er traurig fixiert hatte, zum Schein des krachenden Buchenholzes im geliebten Kachelofen. Goethe saß bewegt im langen Hausrock und hörte die Zeit brausen. Schillers sinnender Blick vereinte sich mit dem des Freundes am Boden. „Bloß Wieland entdeckt noch immer neues Leben“, sagte Goethe grimmig und gequält sinnend, „er hat grad wieder einen Shakespeare in einem Freund seines Sohnes entdeckt! Den dritten in diesem Jahr!“ Mißlaunig fuhr sich Goethe mit der Hand über die Augen. Schiller lächelte zart und menschenliebend. „Das ist das Schöne an Wieland, daß er immer hofft und in alles wieder die zerstörte Hoffnung neu gießt; so wird er nie betrogen!“

Langsam blickte Goethe auf; er hatte nachmittags auf dem

Schlittenplatz viel unheilbringende Raben gesehen. „Es ist unsäglich, wie sich die armen Menschen quälen; jedoch: es muß wohl so sein, sonst wär's nicht!“

„Wenn wir auch nicht wissen, warum wir hienieden sind, unser Fühlen vermag die Schönheit überall zu finden. Das Fühlen ist der Menschen Seligkeit.“

„Sie sprechen wie diese neumodisch-altchristlich-religiös-patriotische Kunst, die sich jetzt breitmacht“, drohte Goethe. „Sie sind überhaupt in letzter Zeit erschrecklich deutsch!“

„Einmal wird auch der Schwabe klug. Der Mensch steht auf der Erde, er kann nicht los von ihr und darf nie vermeinen, fliegen zu können, weil er den Himmel sieht. Doch er muß ihn sehn! Im ewigen, langsamen Entwicklungsgang der Welten, der ewig ist und uns hienieden drum nicht mehr bekümmert, als daß er ständig Hoffnung gibt, wird jeder Sprungversuch bestraft; drum müssen wir verantwortungsvolle Kinder unserer Zeit sein, das Fühlen unsres Volkes fesseln; nur dann vermögen wir zu führen.“

„Für Spießbürger und brutale, engherzige Philister plag' ich mich nicht!“

„Sie gebaren — uns.“

„Meinen Sie, die Bande wüßte, daß das ein Verdienst sei?“

„Es wäre anders übel. Die Masse muß schaffen im Tag, das ist die Arbeitsteilung der Unendlichkeit.“

„Wenn der Deutsche Freiheit sagt, meint er seine Freiheit: Er meint das Recht auf Beschränkung der andern.“

„Sie sind Deutschlands echtester Sohn.“

„So?! Sehr ehrend!“ Goethe sah zum Schrank, in dem seine Schemata lagen, aus denen er die Welt, die Welt vereinfachend, zu verstehen suchte: auch dort gab's unversöhnliche Verschiedenheiten, die im Wettbewerb aber das Ganze höher führten. „Ich goutiere den kurzblickigen Plunder nicht!“

„Wir kriechen langsam zu Gott! Selbstloses Begreifen aller unter den Nationen und in den Nationen ist einstweilen unmöglich von Dauer. Es ist zu erkämpfen im langsamen Werden durch die Ewigkeit. Das Volk aber ist am reifsten und drum zum Führer am ehesten befähigt, das am meisten leidet, das zuletzt an sich denkt, das am schwersten Nation wird, weil es schon die Nation der Menschlichkeit in sich fühlt. Unserem Volke ist wie ein Brandmal das Ideal ins Herz gelegt; es wird, es muß führen!“

„Die Kerls werden immer nur um ein Stück Land raufen, sie ahnen vom Höchsten nichts! Was sie erkämpfen, wird ihre Enge neuerlich vermehren!“

„Unser bestes Werk war unser Zweiklang, wenn wir sprachen und — schwiegen, weil die Sprache die Hilfen versagte, wenn unsere Geister, als eins, Sturm liefen. Kein Werk meldet das Höchste, keine Zeile erfaßt es. Wir stahlen uns bloß Momente aus dem Drüben!“

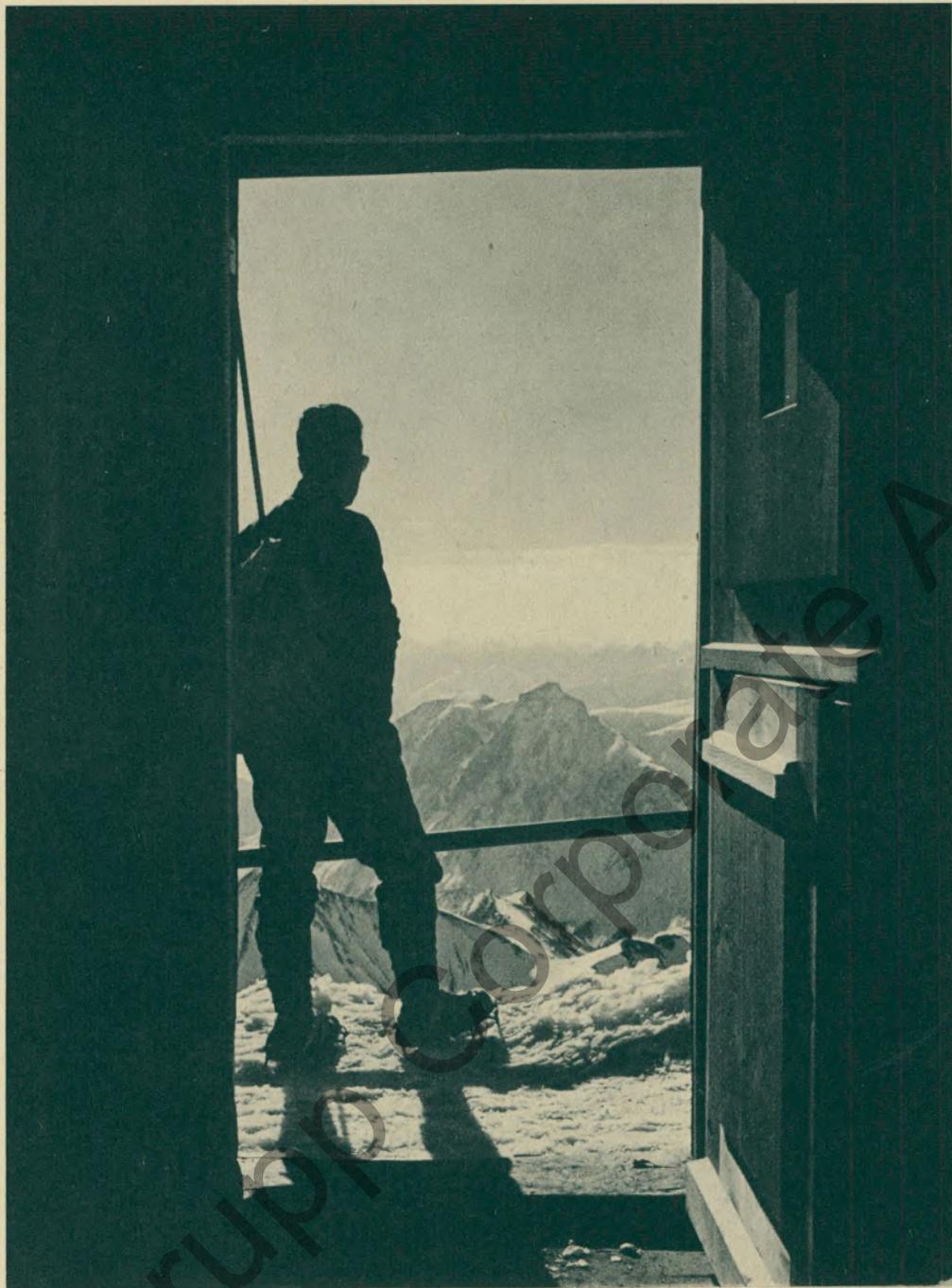
„Den Egoismus ganz zu meiden, wird mir nie gelingen.“

„Warten Sie, bis Sie zum Sterben kommen.“

„Das Leben ist eine Spirale: auf jeder höheren Stufe finde ich den alten Ekel, so wird's auch mit dem Sterben sein.“

Gemessen schlug die Turmuhr zwölf. Schiller erhob sich; er streckte die Hände Goethe hin: „Leben wir ergeben und entschlossen, ohne unzufriednes Suchen, das hienieden nie Sicherheiten finden kann, freudig aufwärts sehend, zu Ende. Bewußt als Mensch, der den Himmel verlor, darüber aber die Erde weder vergift noch verachtet, weil er weiß, unverlierbar ist des Himmels Spiegelbild in uns. Das Leben hat recht! Glücklicherweise, der, der nimmer zu suchen braucht, weil er überall vergeblich suchte!“

Goethes Hand umschloß Schillers Hand. „Es ist alles eine Wandlung“, sprach dumpf tastend und tröstend der Weltgeist aus ihm, „eine Wandlung zu neuen Wandlungen. Wer ermüdet das?“



Aufbruch.
Hohe Munde
vom
Münchener Haus.
Lichtbild: Dr. Pfeifer.

Der weiße Tod.

Eine Erzählung von Walter Jörn Badenhoop.

Es war ein toller Schneesturm. Einer von diesen verdammtsten Stürmen auf dem Kamm, der die Schneeschuhe unter den Füßen wegrißt, der die Männer an der Brust packte und sie auf das blanke Eis warf. In die Schneewehen hinein, auf die steilen Hänge, so, wie es ihm gefiel.

Wer hatte gedacht, daß es so kommen würde? Keiner von den vieren, die im Dunkel der Nacht auf den Knien lagen, die jetzt im Schneesturm entlang krochen auf dem schmalen, vereisten Kammweg oberhalb des Teufelsgrundes. Keiner von ihnen hätte das gedacht. Weder Schwarz, der erste, der eine Frau und zwei Kinder hatte. Noch Fritz Höger, der zweite, der sich gerade verlobt hatte und jeden Abend an seine Braut schrieb. Noch Voss, der dritte, der gewöhnlich eine Brille trug

und immer alles überlegte. Ganz zu schweigen von Anger, dem vierten, dem starken Anger, der allein schon zwei Paar Schneeschuhe in der letzten Woche zerbrochen hatte und dies jeden Morgen erzählte.

Aber nun lagen sie da. Auf den Knien, auf dem Bauch. Ohne Schneeschuhe, die sie — weiß Gott, wo — schon ganz am Anfang zurücklassen mußten. Hatten jeder einen Schistöck, den der Vordermann mit der Schlaufe an sein Bein gebunden, mit dem anderen Ende an ihrer Hand festgeschmalt und krallten sich — seltsam miteinander verkettet — in die blanke Eiskruste oder in den Schnee, wenn er noch nicht hinuntergeweht war in den Teufelsgrund. Und sie alle tasteten, suchten den Weg an den Markierungsstangen, den Schwarz, der erste, finden mußte.



Zillertaler, Stubaier Alpen und Hohe Munde vom Zugspitzgrat.

Sichtbild: Dr. Pfeifer.

Der Sattel unter dem Wolkenmeer rechts ist das Wetterwanddeck, der Standpunkt der Läufer auf dem nebenstehenden Bilde.

Jedes Stück Weg, sonst ein Schritt, verlangte alle Kraft und wurde zur Ewigkeit. Und so mühsam es auch war, dabei den Weg zu finden, so fürchteten sie doch nicht den abgefegten, rettungslos vereisten Steilhang zur Linken und den Teufelsgrund darunter. Solange sie auf dem Weg waren und sich gegen den Sturm noch halten konnten, kamen sie nicht auf den Steilhang. Und auch dann noch würden sie sich immer noch durch ihre Schistöcke halten können. Aber die Kälte, die Kälte fürchteten sie. Irgend etwas in ihnen fror langsam ein. Etwas Warmes in ihrem Körper, das irgendwelches Blut noch durch die Adern trieb, das sich verzweifelt wehrte gegen das blanke Eis und doch immer mehr in sich zusammensackte. Verdammt müde wurden sie. Und nun ging es schon zwei Stunden so. Die wütenden Schmerzen im Gesicht und in den Füßen hatten ja schon nachgelassen. Doch warum sollten sie noch weiterkriechen? Ja, warum? Weil sie erfrieren würden, auf der Stelle erfrieren würden, wenn sie ihre verfluchten Knochen nicht mehr hoch bekämen.

Und so krochen sie weiter. Wenn einer liegenbleiben wollte, wurde seine Hand, festgebunden an dem Schistöck des Vordermannes, hochgerissen und noch einmal hochgerissen, bis er wieder mitkam. So machte es Vof nun schon eine ganze Weile nach hinten, wo Anger lag. Und es half doch nichts. Was war los?

Die beiden vorn hatten schon angehalten. Vof machte seine Hand aus Högers Schistöck los und drehte sich langsam um. So, jetzt fegte ihm der Sturm nicht mehr ins Gesicht, und er konnte die Augen ganz aufmachen. Anger lag auf dem Bauch. Beide Arme nach vorn gestreckt. Der Riemen des

Schistöckes in der Hand hatte sich gelöst. Vof kroch ganz dicht an ihn heran und stieß an seinen Kopf. Langsam rollte er ein wenig zur Seite, so daß das Gesicht, die geschlossenen Augen und der halboffene Mund zu sehen waren. Jetzt bewegten sich die Lippen. Aus dem Eis und Schnee, der über dem Gesicht von Anger, über seinem Körper, über allem lag und inniger neu darüberwehte, hörte Vof ein paar verteuflerte Worte: „Ich mach' . . . nicht mehr mit . . . laß mich liegen!“

Regungslos hockte Vof vor Anger. Er fand es eigentlich sehr schön so. Der Sturm fegte über seinen Rücken, und vor seinem Gesicht war es ganz ruhig. Irgendwo mußte es jetzt warm sein, still und schläfrig. Eine Stube mit vielen Lichtern darin. Aber nein, was träumte er da zusammen? Er lag im Schnee, und so ging es nicht. Er durfte nicht sitzenbleiben. Nicht erfrieren. Langsam, mit einem ungeheuren Kräfteaufwand — er hätte heulen können, so strengte er sich an —, drehte er sich wieder um in den Sturm und kroch nach vorn zu Schwarz.

„Anger macht nicht mehr mit. Wir sollen ihn liegenlassen.“

Jetzt kroch Schwarz nach hinten. Er war nur noch ein unförmiges Eisbündel. Sein Gesicht war gar nicht mehr zu erkennen. Was für eine Mühe er sich gab! Nun hockte er neben Anger.

Vof und Höger kauerten regungslos auf den Knien und stemmten sich gegen den Sturm, ohne es eigentlich noch zu wollen. Nur Vof drehte sich um für den Fall, daß er helfen konnte.

Was brüllte Schwarz da? Was? „Los?“ Er mußte wohl auch nichts Besseres mehr. „Los, los!“, immer dasselbe. Dabei



Lichtbild: Dr. Pfeifer.

Am Wetterwandeck.

flang es ganz leise gegen den Sturm. Es kommt nicht ganz durch, klingt auch ziemlich brüchig, dachte Voss, und dann entglitten ihm die Gedanken wieder, während seine Augen weit auf Anger gerichtet waren, den anscheinend kein Brüllen mehr erreichen konnte.

Jetzt schlug Schwarz auf Anger ein. Und es sah beinahe lächerlich aus, wie Schwarz zitternd und mühsam seinen Arm, der schon halb erfroren war und ihm nicht mehr gehorchen wollte, in den Sturm hinaus hob und dann flatternd auf das Bündel Eis fallen ließ, das aufwachen sollte und sich nicht rührte. Und dann machte Anger plötzlich — Voss erzählte es später immer wieder so und sagte immer, er habe sich bestimmt nicht getäuscht — eine Bewegung wie ein krankes Tier, hinterlistig, aufbegehrend, warf sich etwas hoch — über den Weg hinaus — und rollte im nächsten Augenblick in einer Wolke von Schnee und Eis hinunter in den Teufelsgrund.

Voss sah das und war erstaunt, tief erstaunt. Er machte die Augen zu, schlug sie wieder auf und hatte genau so lange an dieser einzigen Stelle seines Körpers ein warmes Gefühl. Und betrachtete durch den wirbelnden Schnee, der jetzt ein wenig dicker wurde, die zusammengekauerte Gestalt von Schwarz, der zwei Meter neben ihm auf den Knien lag.

Wer lebt noch von uns? dachte Voss. Und bei der Überlegung, ob er Anger noch mitzählen sollte oder Schwarz, verwirrten sich seine Gedanken wieder in jene süßliche Kälte, gegen die er anscheinend nichts mehr machen konnte.

Aber jetzt riß jemand an seinem Handgelenk. Es war Fritz Höger, der mit großer Anstrengung seinen Schistöck bewegte. Voss rappelte sich auf und zog Höger etwas zurück, damit er

an Schwarz herankam. Schwarz war vorrüber gefallen und lag mit dem Gesicht im Schnee. Voss rüttelte an seinen Schultern, bis das vereiste Gesicht in die Höhe kam und ihn anstierte.

„Los!“ brüllte Voss, „los!“, und wieder dieses eine Wort „Los!“. Mühselig band er dann mit einem Riemen seinen Schistöck an das Handgelenk von Schwarz und drehte um, denn er sah, daß Schwarz wieder hochkam.

Und während ein Orkan über den Kamm brauste, Eis und Schnee in einem wilden Heulen durch die Nacht warf, krochen nur noch drei Mann auf den Knien in einer seltsamen Kette vorwärts. In einer Kette, die Höger jetzt führte. Höger, der jeden Abend an seine Braut schreiben mußte und dieses Mal ganz sicher nicht dazu kam. Drei Mann noch starrten mit gepfeiften Augen in die Nacht, um den Weg zu finden, den Höger, der erste, finden mußte, wenn sie nicht alle erfrieren wollten im Teufelsgrund.

Man hatte sie im Morgengrauen, als der Sturm nachließ und die Sicht besser wurde, mit dem Fernglas entdeckt und dann mit dem Schlitten geholt. Sie waren, als sie den Kamm am Teufelsgrund passiert hatten, in einer windgeschützten Mulde liegengeblieben, hatten sich mit den Händen und Stöcken ein Schneeloch gewühlt und hatten darin, aufeinanderliegend, das erste Licht abgewartet.

Man gab ihnen Grog und Glühwein. Man salbte ihr frostzerstörtes Gesicht und ihre erfrorenen Glieder. Und legte ihnen dicke weiße Binden um, während sie still auf den Pritschen lagen und sich alles gefallen ließen wie kleine Kinder.



Morgen im Hochgebirge.

Lichtbild: Dr. Pfeifer.

Doch am nächsten Tage standen sie wieder auf den Beinen. So leicht kriegte man sie nicht unter. Und zu Mittag saßen sie an dem runden hölzernen Tisch unter der alten Petroleumlampe und versuchten, mit dem Löffel den heißen Brei in ihren schiefen Mund zu bekommen. Es war nicht sehr angenehm und auch ein bißchen schwierig. Aber schließlich wollten sie doch etwas essen.

Nun, da alles vom Tisch war, stützten sie ihre Ellbogen auf und sahen sich an. Und sprachen davon.

Anger war gestern nicht gefunden worden und heute auch noch nicht. Vielleicht würde er erst im Frühling gefunden. Er sollte ein anständiges Grab bekommen. Hier oben in den Bergen. Und sie schwiegen eine lange Weile.

Doch wie hätten sie es gemacht, wenn er nicht so verrückt geworden wäre? Wie?

Sie waren alle sehr vorsichtig mit dem, was sie hätten tun können. Denn sie wußten noch ganz genau, wie sie dagelegen hatten. Und sie krochen mit den verbundenen Köpfen in ihre Schultern, als könnten sie es nicht glauben, daß sie jetzt in einer warmen Hütte saßen. Ja, sie hätten ihn geschleppt zu zweien an zwei Eschistörcken, einen um jede Hand. Das hätten sie gemacht. Aber weit wären sie nicht gekommen.

„Ob Anger das gewußt hat?“ fragte Schwarz, den es am meisten mitgenommen hatte.

„Oh, ja, ich denke doch“, sagte Vogl, der gewöhnlich eine Brille trug. Er hatte immer etwas Tröstendes.

Und dann sprach Fritz Höger, der sonst nie etwas sagte.

„Er war ein braver Junge, wißt ihr. Ich hatte immer gedacht: Wenn wir doch alle so wären! So groß und so stark.

Aber nun weiß ich, er hatte doch einen Knacks. Und er ist doch nicht so weit gekommen wie wir.“

Hierbei zogen sich seine schmalen Schultern ein wenig nach vorn, und sein Gesicht, das trotz Frost und Bandagen hölzern und ausgemergelt erschien, bekam kleine zwinfernde Augen, als könnten diese Augen bis in den Schoß der Erde sehen.

„Er ist heute schon da, wo wir erst später hinkommen werden. Wo wir erst hinkommen werden, wenn wir getan haben, was wir auf dieser Welt noch zu tun haben.“

Fritz Höger stöhnte und machte eine Pause. Er hatte viel auf Anger gehalten und war selbst ein bescheidener Junge. Dann zwang er sich wieder zum Reden. Und seine Stimme bekam eine Festigkeit, die seine Kameraden noch nicht kannten.

„Die großen Starken, sage ich euch, sind nicht immer die Besten. Manchmal sind es die Kleinen, die nicht weich werden. Und darauf kommt es an. Darauf kommt es an — nicht weich werden!“

Das sagte Fritz Höger, der vielleicht immer zu kurz gekommen war zu Haus. Zu Haus, wo sein Vater, der alte Kapitän Höger, nur die beiden ersten Söhne mit hinausnahm, den Fritz aber zurückließ und ins Land schickte, weil er „man so'n lüftjen Spucht“ war. Und es steckte sicherlich ein wenig Sehnsucht nach Anerkennung in dem, was Fritz Höger sagte. Aber etwas, das konnte keiner leugnen, etwas Wahres war doch daran.

Und während sie dasaßen, zeichnete sich in ihre gebeugten Rücken eine Gebärde des Schicksals. Eine unsichtbare Hand, die dem Toten verzieh und sanft über die Rücken der Starken strich, denen sie so hart begegnen mußte, sollten sie noch ihre Lieblinge sein.

Wetter- macher in der Arktis.

Ein Besuch
bei der
Funkwetterwarte
auf der
Insel Jan Mayen.

Von
Vitalis Pantenburg.
Mit 8 Lichtbildern
des Verfassers.

Die
rotweißblaue Balken-
kreuzflagge Norwegens
weht über Jan Mayen.



Nur für seltene Minuten gibt der ewig brauende Nebel den Kraterrand des Beerenberges frei.

Die Wettervorhersage für unsere Kontinent stützt sich heute auf ein dichtes Netz von meteorologischen Beobachtungsstationen, die mit den modernsten Meßvorrichtungen und dem für unsere Zeit charakteristischsten Nachrichtenmittel — drahtlosen Stationen — ausgerüstet und über in der Lage sind, die genauesten Angaben in kürzester Zeit zu senden.

Von unschätzbarem Wert sind begreiflicherweise die Meldungen der Stationen in den europäischen Randzonen, also den Räumen, deren klimatische Verhältnisse maßgebenden Einfluß auf unsere Gesamtwetterlage haben.

In diesem Gewebe der Funkwetterwarten — deren Nutzung erst die Verständigung auf dem Funkwege ermöglicht hat, da sie meist in Gebieten liegen, die nur recht umständlich zu erreichen sind — bedeutet Jan-Mayen-Radio einen besonders wichtigen Eckpunkt.

Die Insel Jan Mayen liegt zwischen Island, Grönland und Spitzbergen, auf 71 Grad nördlicher Breite, also auf der gleichen Höhe etwa wie das Nordkap. Infolge ihrer Lage mitten in der Zuglinie der nord-europäischen Tiefdruckgebiete wird die sonst wenig

bekannteste Insel zu den wichtigsten meteorologischen Stationen gezählt. Jan Mayen ist mit seinen 371,8 Quadratkilometern Flächenausdehnung (Länge 53,7 Kilometer, größte Breite im Norden 15 Kilometer, im Süden 6 Kilometer, in der schmalsten Stelle jedoch nur 2,5 Kilometer breit)

eine kleine Insel und ohne eigenen Einfluß auf die Klimagegestaltung, weshalb die Meldungen der Station immer einen durchaus richtigen Begriff von den Wetterverhältnissen in diesem Teil der Grönlandsee vermitteln. Das Eiland wurde nach einem alten Haager Dokument im Jahre 1614 durch den niederländischen Seefahrer Jan Jakobsz May entdeckt, von dem es seinen Namen bekam. Vermutlich haben aber die isländischen Norweger es auf ihren Nordfahrten gefunden, zumal ja bei klarer Sicht der Beerenberg über 100 Seemeilen weit zu sehen ist.

Aber dieses unheimliche düstere Eiland im europäischen Nordmeer mit seinem ewig stürzenden Wahrzeichen, dem bis zu 2270 Meter aufragenden Beerenberg, ist ein keineswegs behaglicher Aufenthalt für die jeweils



Eisneerfangschiff „Blue Jacket“
läuft zur Ablösung der Jan-Mayen-Mannschaft aus dem
Tromsøer Hafen aus.

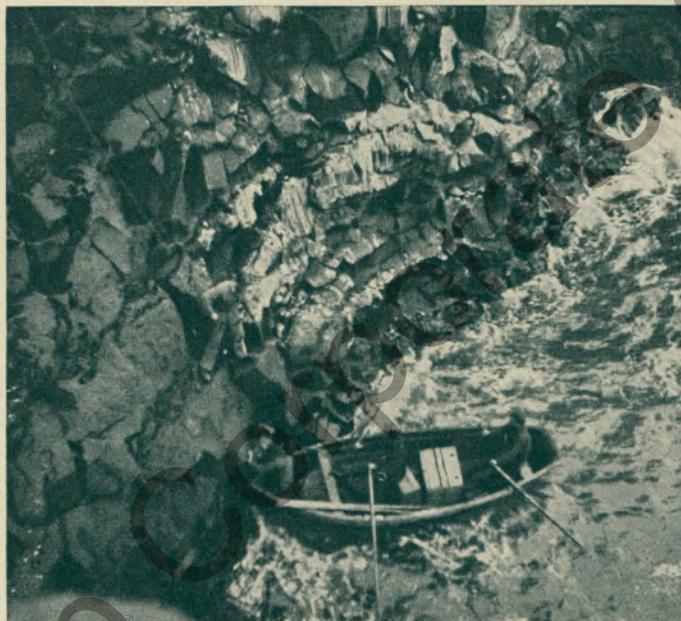
aus drei Männern — zwei Junker, ein Steward — bestehende Stationsbesatzung.

Diese drei Norweger sind die einzigen Bewohner der Insel. Ein ganzes Jahr müssen sie auf der im Süden liegenden Station ausharren, denn es gibt nur etwa zwei Monate im Sommer eine Möglichkeit, die Insel zu verlassen. Während im Winter Jan Mayen von Treibeis fest blockiert ist, steht im Sommer oft eine derartige See auf die Küsten, daß kein Schiff an das hafenslose Land heranzufahren oder man gar zu landen vermag. Es ist daher verständlich, daß die norwegischen Eismeerfahrer ihr den Namen „Teufelsinsel“ gegeben haben. Einmal im Jahre kommt jedoch bestimmt Besuch: das lang erwartete und ersehnte Ablösungsschiff, das die neue Besatzung, Proviant und Ausrüstung für das kommende Jahr bringt. Aber je nach den oft unbeständigen Luftströmungen kann die Eisblockade der Insel bis tief in den Sommer hinein bestehen bleiben und eine Landung verhindern. Die Treibeis- und Packeisverhältnisse sind — wie übrigens auch sonst in der Arktis — um Jan Mayen immer recht verschiedenartig.

Die Tätigkeit der drei Mann auf Jan Mayen ist wenig beneidenswert; sie sitzen eigentlich ständig wie auf einem „Pulverfaß“. Die Insel ist vermutlich immer noch in ihrem Innern vulkanisch, wenn auch der Beerenbergskrater längst erkaltete. Die an mehreren Stellen der Insel aus Spalten herausströmenden Dämpfe sind aber doch sichere Anzeichen dafür, daß die vulkanischen Kräfte eines Tages einmal wieder ausbrechen können. Aus den Jahren 1732, 1746 und zuletzt 1818 sind solche Ausbrüche sicher verbürgt, und auch die Stationsbe-



Der Wetterwart der Arktis.



satzungen wissen zu berichten, daß zuweilen die Erde unter ihnen bebte.

Das Klima des Eilandes zeigt polar-ozeanischen Charakter mit sehr geringen Temperaturschwankungen im Sommer und stärkeren im Winter. Da sich auf der Höhe von Jan Mayen der kalte Ostgrönlandstrom mit dem warmen Golfstrom mischt, herrscht das ganze Jahr über — besonders aber im Sommer — durchweg dicker Nebel. Kennzeichnend für das Klima auf der Insel im Winter ist der oft auftretende Wechsel zwischen scharfer Kälte und Temperaturen über null Grad mit feuchten Niederschlägen, durch die sich die Schnee- und Eisflächen schnell in Wasserlachen verwandeln. Die österreichische arktische Expedition des Polarjahres 1932/33 stellte zum Beispiel

Proviant für die Besatzung.

Schon bei geringem Eegang ist es unmöglich, an das hafenslose Land heranzukommen. Es gelingt dann nur unter großen Schwierigkeiten zwischen den zackigen Lavafelsen in der Nähe der Station.

am Weihnachten 1932 fest, daß zu gleicher Zeit, wo man auf Jan Mayen plus zwei Grad Celsius maß, in Mitteleuropa strenger Frost, der von Osten gekommen war, herrschte.

Durch langjährige Beobachtungen ist erwiesen, daß die Anzahl der Tage mit heiterem Wetter — in zehnjährigem Mittel — nur 2,4 je Jahr (!) beträgt, jedenfalls ein Wert, der seinesgleichen auf dem ganzen Planeten kaum noch haben dürfte. Während an 238 Tagen des Jahres im Mittel der Himmel vollkommen bewölkt ist, herrscht an 33 Tagen Sturm, und zwar von einer Stärke, daß die Stationsgebäude mit schweren Ketten und Stahldrahtseilen verankert sein müssen, um nicht auf und davon zu fliegen. Drakane von 200 Kilometer je Stunde Geschwindigkeit sind nicht selten. Nach den österreichischen Aufzeichnungen maß man am Palmsonntag des Jahres 1933 einen Orkan von 80 Meter je Sekunde, was nahezu 300 Kilometer je Stunde entsprechen würde.



Mit schweren Ketten und Stahldrahtseilen sind die Gebäude der Station gegen die rasenden Drakane gesichert



Der Strand ist bedeckt mit entwurzelteten Stämmen und anderem Treibholz, das der Polarstrom von den Flußmündungen Sibiriens hierherführte. Im Vordergrund verlassene Fanghütte und Gräber.

Da es auf der Insel an einigen Stellen Wüsteneien aus feinstem schwarzem Lavasand gibt, sind die im Sommer auftretenden Stürme, wenn der Boden nicht mit einer Schnee- und Eisschicht bedeckt ist, eine Tortur für die Männer der Station. Sie dürften einem ausgewachsenen Saharafandsturm kaum nachstehen. Der staubfeine Lavasand dringt unaufhaltbar in alle Stationsräume, in die Kleider, überall hinein und peinigt alles Lebende. In wenigen Monaten sind übrigens meist die Fensterscheiben von Wind und Sand vollkommen blind geschauert, so daß sie erneuert werden müssen.

Die Pflanzenwelt ist sehr dürftig, Wald gibt es überhaupt nicht, immerhin leben an geschützten Stellen der Insel trotz der kurzen Vegetationszeit noch einundvierzig Pflanzenarten, darunter sogar einige Blütenpflanzen. Einige Duzend polare Blau- und Weißfüchse fristen ihr Leben auf Jan Mayen. Ihre hohe Zeit ist der kurze Sommer, wo viele hunderttausend Vögel verschiedener Arten in den steilen Felsen an den Küsten nisten. Im 17. Jahrhundert war die Insel einmal das Dorado für den Fang des riesigen Grönlandwals, der aber heute fast vollkommen ausgerottet ist und sich ebenso wie der Seehund weit in den Norden hinauf verzogen hat. Der Polarstrom führt von den Flußmündungen Sibiriens entwurzelte Stämme und anderes Treibholz heran, das mit den bleichenden Knochen mächtiger Wale an verschiedenen Stellen der Insel eine wüste Wirrnis bildet.



In jahrhundertlangem Anprall haben die Wogen des Nordmeeres eine Öffnung in die Basaltfelsen geschlagen, um die es immerzu brodelnd und schäumt. In Scharen nisten den Sommer über Seevögel darauf

Die Funkwetterwarte wurde im Jahre 1921 vom norwegischen meteorologischen Institut zu Oslo errichtet; die ganze Insel kam jedoch erst im Jahre 1929 unter norwegische Hoheit. Sechsmal am Tage werden sorgfältige Beobachtungen über die jeweiligen Temperatur-, Druck-, Luftfeuchtigkeits- und Windverhältnisse, weiter über die Eislage vorgenommen und durch Funkpruch den übrigen Wetterwarten und Zentralen weitergegeben. Die Wettervorhersage für Nordnorwegen ist heute ohne die Meldungen von Jan Mayen kaum noch denkbar. Sie geben die Anhaltspunkte für die Richtungsbestimmung der zahlreichen Zyklone, die über Island nach Nordnorwegen ziehen, woraus man wieder auf die südlich und südwestlich im Nordatlantik auftretenden Stürme rückzuschließen vermag.

Für die Norweger hat Jan-Mayen-Radio außerdem als Stützpunkt der nördlich um die Insel im sogenannten „Vesteris“ in den Monaten März bis Mai betriebenen Seehundjagd stärkstes Interesse. Es bedeutet heute sehr viel, oft eben alles, daß den Eismeerfangschiffen rechtzeitig das Aufkommen von orkanartigen Stürmen gemeldet wird. So kann die Fangschiffahrt den grauenhaften Verlusten entgehen, die das Westereis früher forderte. Ein unheimlicher Tag war der 19. April 1917, an dem von zwölf fangenden Schiffen nicht weniger als sieben in einem schweren Nordoststurm im Eis buchstäblich zermahlen und zerschiffen wurden und mit insgesamt achtzig Mann untergingen. Nur die fünf Fahrzeuge, die sich rechtzeitig in die eisfreie See retten konnten, entgingen diesem furchterlichen Schicksal. In der Fangzeit, aber auch im Sommer, werden von Jan Mayen zweimal am Tage die Wettervorhersagen für das Westereis („vaervarslingen for vesterisen“) gesendet.

*



Die Knochen gewaltiger Wale erinnern an die Zeiten der Fanghochkonjunktur. — Im Vordergrund der Verfasser des Aufsatzes.

Rätsel der Zeit.

Gibt es einen „Zeitsinn“? — Tiere, die „nach der Uhr“ leben.

Von Dr. P. Bölkner.

Seltsamerweise scheint so etwas wie ein „Zeitsinn“ im Tierreich sehr verbreitet zu sein. Glühwürmchen beispielsweise leuchten normalerweise nur nachts. Hält man sie nun ständig im Dunkeln, so merkt man dennoch sehr deutlich den Unterschied: ihre Lichtpünktchen sind bei weitem heller, wenn draußen Nacht herrscht, lassen aber beträchtlich nach, wenn es draußen tagt. Ähnliches findet man auch bei Nachtschmetterlingen. Diese Insekten besitzen die Fähigkeit, ihre Augen in bestimmter Weise auf Sehen bei Tage oder auf Sehen bei Nacht einzurichten. Die Wissenschaftler haben nun festgestellt, daß eine solche „Hell“- und „Dunkel“-Einstellung auch dann eintritt, wenn für eine ununterbrochen gleichbleibende Beleuchtung eines solchen Schmetterlingskäfigs gesorgt ist. Und nicht anders verhalten sich, um noch ein Beispiel unter vielen herauszugreifen, etwa Seerosen aus der Gezeitenzone, die also nur bei Flut von Wasser überspült werden, bei Ebbe aber trocken liegen. Diese Tierwesen entfalten nun ihre Fangarme bei Flut, bei Ebbe dagegen ziehen sie sich zusammen und verschließen ihre Mundöffnung. Verpflanzt man nun diese Seerosen ins Aquarium, so behalten sie dennoch auf Tage oder Wochen hinaus ihren regelmäßigen, dem Gezeitenkalender entsprechenden Wechsel von Zusammenziehen und Entfalten bei. Erst ganz allmählich „merken“ sie dann, daß eine solche Vorsicht nicht mehr vonnöten ist.

Die pünktlichen Bienen.

Die genauesten Untersuchungen über den Zeitsinn hat man aber an den Bienen angestellt. Nachdem schon früher Naturforscher und Imker gelegentlich beobachtet hatten, daß man den Bienen angewöhnen kann, alltäglich zur bestimmten Stunde zum „Füttern“ (mit Zuckersaft usw.) zu erscheinen, wurden nun vor kurzem systematische Versuche über den „Zeitsinn“ dieser fleißigen Honigsammler angestellt. Es ergab sich dabei zunächst die Bestätigung der eben erwähnten Beobachtungen; pünktlich erschienen die Immen täglich zur gleichen Zeit zur Futterstunde. Weitere Experimente prüften die Frage, ob es den Bienen auch gelingen würde, in der Dunkelkammer bei ununterbrochen gleichmäßigem schwachem Licht die Zeiten innezuhalten — auch diese Versuche glückten. Die Sorgfalt der Wissenschaft ging so weit, daß man sogar die Möglichkeit in Betracht zog, die Bienen könnten sich etwa nach der Lufterktrizität richten, die im Laufe des Tages in einigermaßen regelmäßigem Wechsel ansteigt und nachläßt. Aus diesem Grunde wiederholte man die Versuche in einem Bergwerk. Doch auch hier ließen die Bienen ihre gewohnte Pünktlichkeit keineswegs vermissen: ein Beweis dafür, daß sie in der Tat über einen echten „Zeitsinn“ verfügen. Man konnte die Bienen sogar daran gewöhnen, sich nur alle zwei, drei oder vier Tage zur gleichen Stunde am Futternapfchen einzufinden!

Die Uhr der Blumen.

Dieser Zeitsinn ist für die Bienen eine geradezu lebensnotwendige Einrichtung. Im Bienenstaat ist, wie wir heute wissen, eine rationelle Zeiteinteilung nicht minder vonnöten als im Menschenstaat. Denn die natürlichen Futterquellen der Bienen, die nektarhaltigen Blüten, sind den Bienen durchaus nicht zu jeder Tagesstunde zugänglich; jede Pflanze öffnet ihre Blüten nur für begrenzte Zeit. So beginnt sich der Buchweizen zwar bereits in den allerfrühesten Morgenstunden zu entfalten, er ist aber dafür bereits von neun oder zehn Uhr vormittags an den Bienen nicht mehr zugänglich. Die Bichorie

schließt den „Ausgang“ erst in den Mittagsstunden, die weiße Seerose um sechs Uhr abends. Nach dieser „Blumenuhr“ müssen sich wohl oder übel auch die Bienen richten, wollen sie nicht Gefahr laufen, vergeblich auf Honigsuche zu gehen.

Seltsame Entdeckung an der Bohne.

Tagsüber setzt die Bohne ihre Blätter breit der Sonne aus, nachts läßt sie sie herabhängen. Wie verhält sich nun aber die Pflanze, wenn man sie Tag und Nacht stets der gleichen Helligkeit aussetzt? Der Versuch ergab, daß die Bohnen dennoch eine Zeitlang damit fortfuhren, in regelmäßigen Abständen ihre Blätter auf „Tag“ und „Nacht“ einzustellen. Hierbei folgten sie genau dem gewöhnlichen Tagesrhythmus ihrer im Freien wachsenden Geschwister, obgleich auch hier, nicht minder sorgfältig als bei den Bienen, zuverlässig dafür gesorgt worden war, daß die Pflanzen von dem Wechsel der Tage draußen auf keine Weise etwas „merken“ konnten. Damit war der Beweis erbracht, daß den rätselhaften „Zeitsinn“ der Bienen auch manche Pflanzen besitzen. Seltsamerweise finden sich hin und wieder auch „auormal veranlagte“ Bohnen, die sich bei den Versuchen beträchtlich „verschäkten“ und an Stelle des normalen Tages dann etwa einem „Dierzehn-studentage“ folgten.

Hat der Mensch einen Zeitsinn?

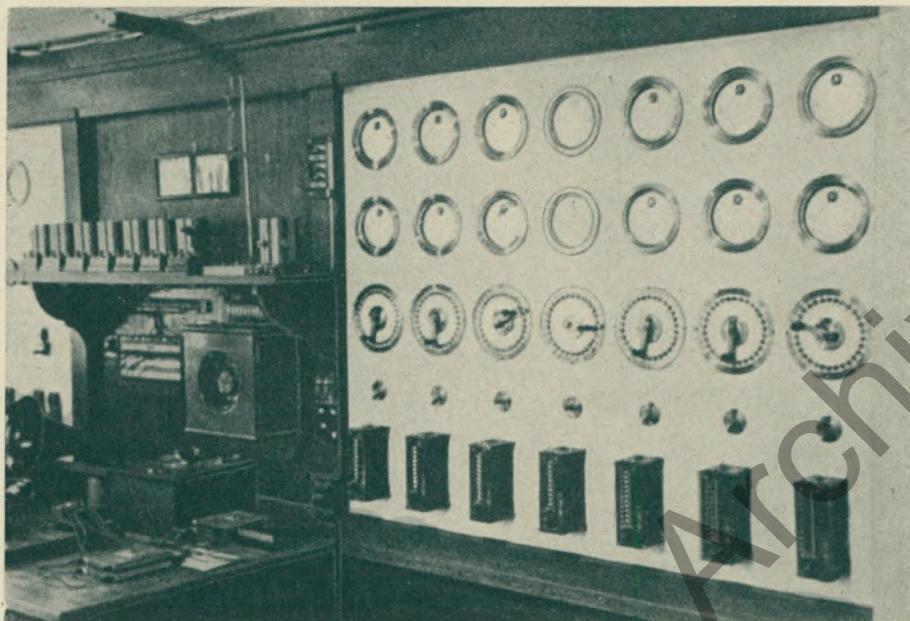
Der grausame Versuch, einen Menschen wochenlang einzuferkern, um ihn auf das Vorhandensein jenes merkwürdigen Zeitsinns zu prüfen, ist glücklicherweise noch nicht gemacht worden. Wahrscheinlich würde sich ergeben, daß die Mehrzahl der Prüflinge die Länge der verflossenen Tage erheblich falsch beurteilt. Der deutsche Physiologe v. Skramlik hat kürzlich eingehende Untersuchungen über die Frage angestellt, mit welcher Genauigkeit der Mensch die Größe eines Zeitraums — angefangen vom Bruchteil einer Sekunde bis zu Minuten und Stunden — zu schätzen vermag. Er stellte fest, daß man durch Übung seine Leistungen auf diesem Gebiete zwar sehr verbessern kann, daß aber dennoch die Fähigkeit zu genauerer Zeitschätzung noch immer ziemlich gering bleibt. Die Fehler, welche der (in Zeitschätzung geübte) Mensch macht, sind 400mal größer als der Fehlgang einer Taschenuhr, 400000mal größer als die Abweichungen einer Präzisionsuhr, 1600000mal größer als die Ungenauigkeiten im Gange der Quarzuhr, des raffiniertesten und besten Chronometers, über den die Menschheit verfügt.

Es gibt aber andererseits auch gewisse Fälle, die auf das Wirken eines rätselhaften „Zeitsinns“ beim Menschen hinzuweisen scheinen. Seltsamerweise scheint der Mensch nämlich im Schlaf eine bessere Zeitschätzung zu besitzen als wachend; jedenfalls ist bekannt, daß viele Menschen die Fähigkeit haben, zu beliebiger Zeit aus dem Schlafe zu erwachen, wenn sie es sich abends vor dem Einschlafen vornehmen. Auch im Zustande der Hypnose wird die Existenz eines „Zeitsinns“ beim Menschen offenbar; gibt man einem Hypnotisierten einen Auftrag mit der Angabe, ihn in zehn oder zwanzig Minuten auszuführen, so hält er in der Regel, ohne eine Uhr zur Hand zu haben, die vorgeschriebene Zeit mit überraschender Genauigkeit inne. Wie diese seltsamen Leistungen zustande kommen, hat vorläufig die Wissenschaft trotz aller Bemühungen nicht feststellen können; es wird also wohl noch eine geraume Weile dauern, ehe die Rätsel dieses seltsamsten aller Sinne gelöst sind.

Wie die Zeit „gemacht“ wird.

Besuch
in Deutschlands „Zeitfabrik“.
Die Zeit
wird von den Sternen geholt.

Von
Dr. A. Bernt.



Der Schaltmechanismus von Deutschlands „Zeitfabrik“.

Er dient den vielfältigen Vergleichen der verschiedenen Uhren und der Zeitsignale der verschiedenen Länder und der Weitergabe der Zeit. Das Relais in der Mitte z. B. steuert das deutsche Zeitsignal von Nauener.

Mittags, fünf Minuten vor 1 Uhr. Der Lautsprecher beginnt ein höchst eigentümliches Konzert zu ertönen. Morsezeichen. Nauener Zeitsignal ... Punkt 1 Uhr 0 Minuten 0 Sekunden ist eine fast verwirrende Fülle verschiedenster Signale, langer und kurzer, beendet. Und dann ertönt ein besonders langes Zeichen; und noch fünf Minuten länger hört man ununterbrochen kurze Töne — dann hat man überall auf dem Kontinent und auf See seine Uhren gestellt, dann arbeitet schon das Wirtschaftsleben in neu geprüfem Rhythmus, ist den Schiffen auf See die Berechnung ihrer Lage erleichtert, wissen die Expeditionen auf fremdem Boden, wo sie halten. Und wie kam das alles? Eine sicher oft gestellte Frage. Sie lohnt einen Besuch in den Werkstätten der Zeitfabrik ... Ja, so etwas gibt es. Denn unsere Zeit ist nicht einfach „da“, sie muß erst „gemacht“ werden.

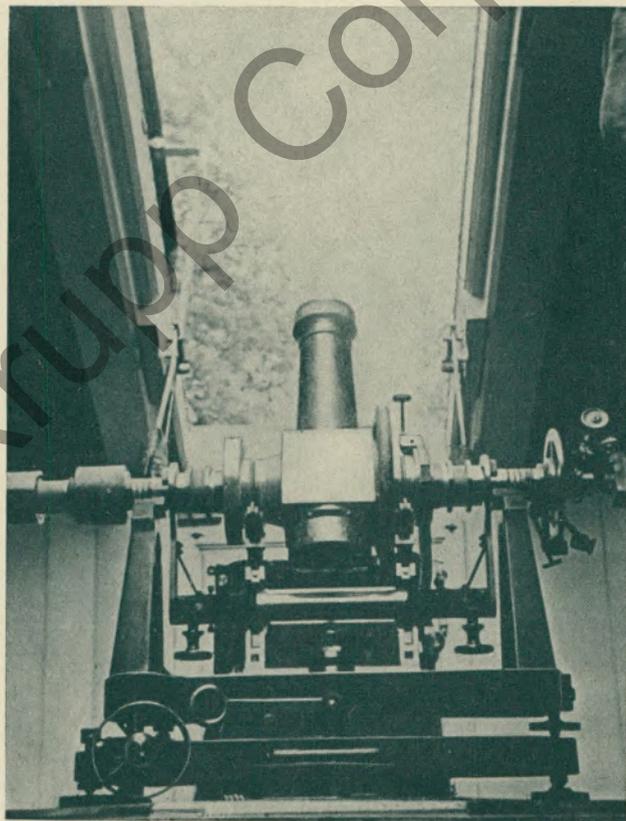
Es ist Nacht. Wir sind auf dem Institutsgelände der Deutschen Seewarte in Hamburg, dem stolzen Bau, der hoch über den Hafen aufragt. Vor uns liegt eine unscheinbare Hütte. Da — ihr Dach rollt auseinander. In fahlem Lichtschein sehen wir einen merkwürdigen Apparat, fernrohrähnlich, mit seitlichen „Rädern“, fast sieht er wie eine kleine Kanone aus. Das Ganze ist auf fest vermauerten isolierten Pfeilern aufgebaut, und das Fernrohr (es ist wirklich ein solches) ist nur in einer einzigen festen Ebene, der Nord-Südebene, dem Meridian, beweglich.

Das Dach ist geöffnet, der Weg ist freigegeben zu — den Sternen ...

Die Zeit wird von den Sternen geholt.

Denn von ihnen herunter holt sich der Astronom die Zeit. Der Astronom? Jetzt erkennen wir ihn im Dunkel, an seinem

Dkular die Sterne verfolgend, die man langsam während Stunden hinter dem Spalt des Kuppeldaches vorüberziehen sieht. Dabei dreht er voll höchster Anspannung an einer kleinen metallenen Trommel, so daß er auf nichts anderes zu achten vermag. Was er tut, ist eigentlich reinste Haarspalterei. Die Sterne wandern, weil sie — feststehen und die Erde sich unter ihnen wendigt. Sie kreist in vierundzwanzig Stunden von West nach Ost, und die Sterne scheinen so von Ost nach West über den Himmel zu wandern. Gerade dann, wenn ein solcher Stern seinen Höchststand erreicht, im Süden, fällt sein schwacher Lichtschein durch unseren Kuppelapertur, passiert das Fernrohr, das daher auch „Passage-Instrument“ heißt, gelangt ins Okular und durch einen raffiniert gebauten Apparat, das Mikrometer, zum Auge des Beobachters. Und jetzt geht die oben angekündigte Haarspalterei los: so ein Mikrometer zeigt im Innern eine Menge paralleler und teils sich kreuzender feinsten Spinnwebfäden. Nur einer von ihnen ist beweglich, er ist an die zu drehende Trommel angeschlossen.



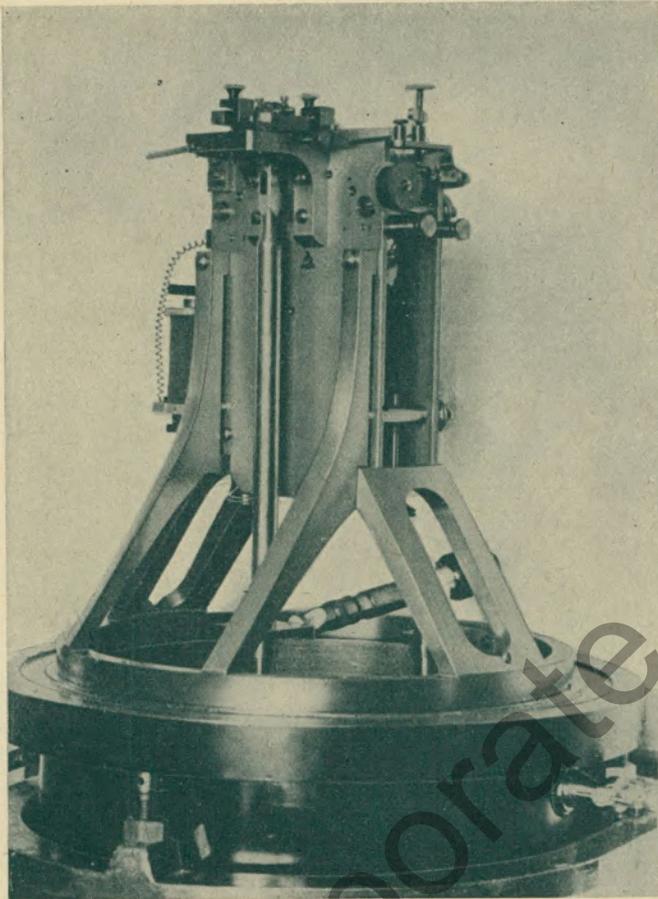
Die Zeit wird von den Sternen geholt.

Die Kontrollpunkte der Zeitählung, die sogenannten „Meridiandurchgänge“ der Sterne, werden durch dieses „Passageinstrument“ beobachtet und auf das genaueste festgelegt.

Und er muß nun mit dem wandernden Sternchen, mit der Sternmitte, haargenau zur Deckung gebracht werden, er darf sich weder nach rechts noch nach links um das geringste entfernen, er ist immer „nachzudrehen“. Dadurch ist jeder persönliche Unsicherheits- und Ungenauigkeitsfaktor des Beobachters ausgeschaltet; was beobachtet werden soll, das ist der möglichst genaue Zeitpunkt, zu dem der Stern durch den Meridian hindurchgeht. Ein Zeitpunkt ja der Beobachter gar nicht kennt, den der Stern selbst aufzeichnet, indem seine Bewegung bei der Trommeldrehung automatisch durch elektrische Kontaktgebung registriert wird.

Der Sterndurchgang ist also auf das schärfste festgelegt. Und damit auch unsere Zeit. Maßstab der Zeit ist die Erdumdrehung. Sie aber spiegelt sich in der besprochenen Sternbewegung wider und ebenso in der Zeigerdrehung unserer Uhren. Wenn diese so genau gingen wie die große Weltenuhr, dann brauchte sich der Astronom nicht immer wieder „neue Zeit“ vom Himmel zu holen. Aber davon ist unsere Uhrmacherkunst trotz ihrer hohen Entwicklung noch „himmelweit“ entfernt. Im Gegenteil, die immer größer werdenden Anforderungen des wirtschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Lebens verlangen immer sorgfältigere Methoden für die Messung der Sterndurchgänge und vor allem eben auch für die Fixierung und genaue Wiedergabe der Zeit an die Allgemeinheit.

Dieser Weitergabe dient heute ein vielgestaltiger mechanischer Organismus. Wir sprachen ja schon von der Aufzeichnung der Sternbewegung durch die selbsttätige elektrische Kontaktgebung. Sie betätigt eine „Chronographeneinrichtung“. Bewegte Papierstreifen werden mit zweierlei Zeitmarken versehen. Einmal schreiben die Sterne selbst ihre Durchgangszeiten auf, unmittelbar darüber aber die Uhren unseres Institutes ihre genauen Sekundenmarken. Die Vergleichung der beiden Zeichenreihen ermöglicht die genaueste Festlegung der Meridiandurchgangszeit des Sternes, gemessen an den Institutsuhren. Diese Uhren zeigen natürlich nicht die wirklich genaue Zeit, sie sind trotz aller Präzision in keiner Weise frei von Fehlern. Aber absolut fehlerfrei, völlig exakt „arbeiten“ die Sterne: die Zeit, zu der sie wirklich durch den Meridian hätten gehen müssen, die kann der Astronom mit seinen Jahrbüchern und Rechentabellen auf Grund der erkannten, unveränderlichen kosmischen Gesetze mit allergrößter Schärfe berechnen und voraussagen. Der Unterschied zwischen der „theoretischen“ und der mit den Uhren „gemessenen“ Zeit ist die sehr wichtige „Uhrkorrektur“. Sie ist ständig genau zu bestimmen und unter Kontrolle zu halten.



So sieht das Werk einer Präzisionsuhr aus, die im Uhrenkeller der Deutschen Seewarte steht. Die Uhr arbeitet unter luftdichtem Verschluss, mit Kompensation der Temperatur, elektrischem Aufzug, elektrischem Sekundenkontakt, Mikroskop, Barometer, Thermometer, Luftpumpe und Trockenelementen.

Die wichtigsten Uhren Deutschlands.

Die erwähnten Hauptuhren selbst stehen im Heiligtum des Instituts, im „Uhrenkeller“. Der Laie wird erstens in diesen Raum überhaupt nicht hineingelassen; und wenn er doch einmal hineingelangt ist, dann darf er kaum noch atmen, kaum gehen, gerade noch flüstern. Sechs Uhren, in massigen Betonsäulen fest verankert, die bis tief in den Grund hinabreichen. Dem Raum wird durch besondere Vorkehrungen weitgehend die Feuchtigkeit entzogen, peinlich genau wird er auf gleiche Feuchtigkeit kontrolliert. Zwei der Uhren arbeiten unter großen Glasglocken, bei stets gleichem Luftdruck. Überhaupt werden Druck, Temperatur usw. ständig registriert. Jede Uhr hat einen Namen, Titel, Nummer usw. Und alle Uhren werden hier höchst individuell gewartet, über jede ihrer Lebensregungen wird sorgsamst Tagebuch geführt. Für solche gute Behandlung sind sie aber auch dankbar, und niemals überschreiten sie in ihren „Produkten“ eine Ungenauigkeit von 0,01 Sekunden am Tage! Dies alles verraten die Tagebücher. Im übrigen: man läßt diese Uhren „falsch“ gehen, niemals werden sie „gestellt“, denn das würden sie außerordentlich

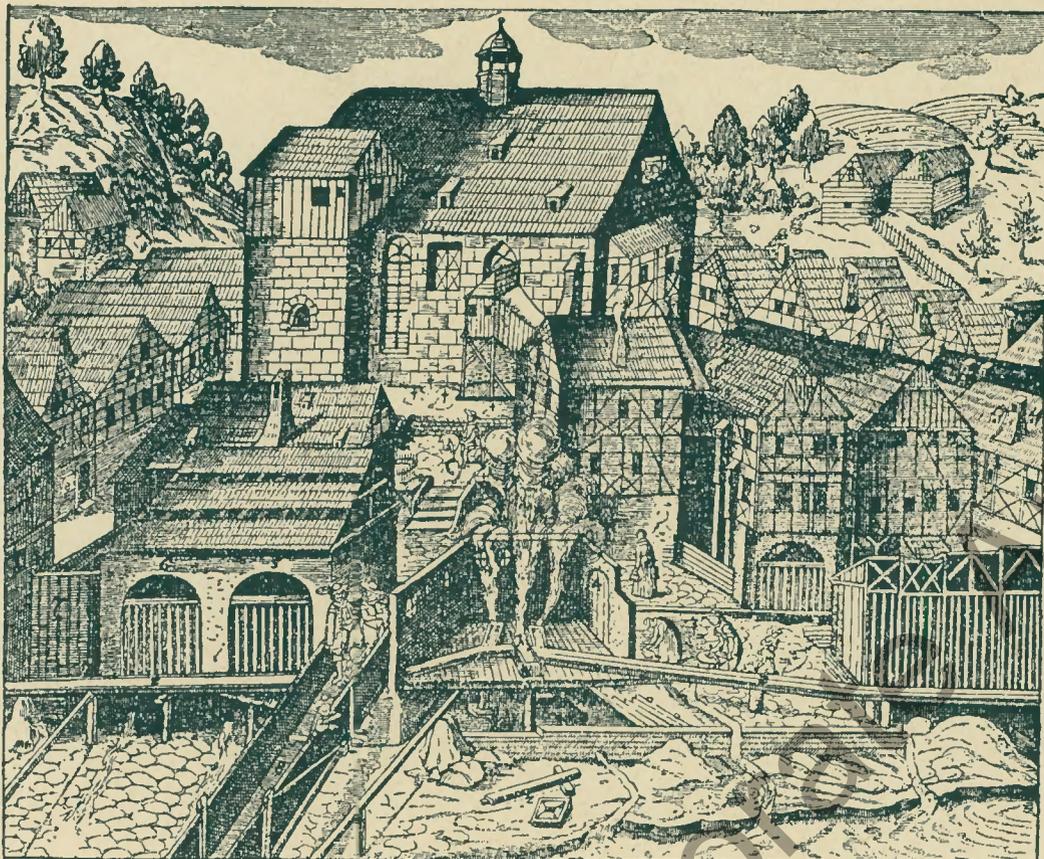
übelnehmen. Zu all dem haben sie auch ein Recht: sind sie doch die Uhren von Deutschland.

Die „Zeit“ wird geliefert.

Und nun überschauen wir eine Fülle von Schaltmechaniken, funktentelegraphischen Geräten, Chronographen und Relais, die zunächst die Möglichkeit umfangreicher Uhrenvergleiche bieten. Von überall her kann das „Zeitzeichen“ aufgenommen und mit den Uhren verglichen werden, nach Wunsch auch automatisch. Und dann sehen wir hier noch ein ganz besonderes Relais: es steuert ein entsprechendes Gerät auf dem Hamburger Telegraphenamte. Über dieses aber und über Berlin ist durch ein direktes Kabel die Hamburger Seewarte mit Nauen verbunden.

Fast alle Uhren also, denen wir bisher begegneten, gehen falsch, das wissen wir schon. Eine der wichtigsten „richtig gehenden“ Uhren im Hause aber steht jetzt vor uns: es ist die „Auslöseuhr“ für Nauen, die jeden Tag nach der „von allen Schläcken gereinigten Zeit“ gestellt wird.

Mittagsignal. Die Signaluhr schießt Stromstöße hinaus. Der Signalgeber nimmt sie auf. Eine präzise Kontaktscheibe läuft in ihm während der ganzen Signaldauer genau einmal herum und formt aus den kurzen und langen Signalen den bekannten Rhythmus des Zeitzeichens. Aufmerksam werden jetzt überall die Uhren verglichen und gestellt — wieder einmal hat Deutschlands „Zeitfabrik“ für einen Tag ihre bedeutungsvolle Aufgabe erfüllt.



Der heiße Sprudel zu Karlsbad im 17. Jahrhundert.
Kupferstich von G. Hupfshmann. Nürnberg, Germanisches Museum.

Schönheitspflege unserer Vorfahren.

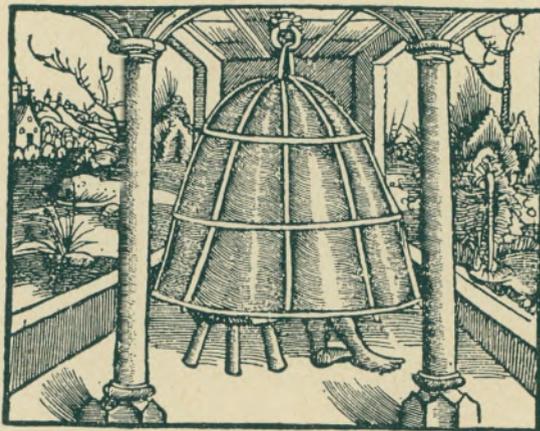
Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. P. Martell.

Wenn man die Pflege des Körpers und das Reinlichkeitsbedürfnis als einen der Maßstäbe für die Bewertung eines Volkes heranzieht, dann wird man unsere Vorfahren auch in dieser Hinsicht eine Bewertung zuteil werden lassen müssen, die die böswillige Fabel vom Barbarentum der Germanen hier wie auf allen anderen Gebieten nachdrücklichst Lügen straft.

Bereits in den Epochen vor unserer Zeitrechnung wird die Vorliebe der germanischen Völker für das Waschen und Baden als den ursprünglichsten Mitteln der Körperpflege besonders hervorgehoben. Selbst die im allgemeinen nur mit Vorsticht als Quellen zu gebrauchenden römischen Schriftsteller betonen in ihren Schilderungen diese Neigung des Germanen, seinen Körper täglich zu baden und zu waschen. Nach den Schilderungen Caesars fand diese Form der Reinigung sowohl im Freien, meist in fließenden Gewässern, wie auch im Hause — hier in besonderen Geräten — statt. Nach Tacitus wurden diese letzten Bäder vielfach auch warm angewandt, und zwar unterschied man

zwei Arten von Bädern: das Kübelbad und das eigentliche Dampf- und Schwitzbad. Die Gefäße, in denen die Kübelbäder bereitet wurden, waren rund. Ursprünglich benutzte man für diesen Zweck ausgehöhlte Baumstämme, später stellte man dann das Badegefäß aus Holzdauben und Keisen zusammen. Für die Erwärmung des Badewassers dienten Steine, die man im Herd glühend gemacht hatte.

Schon verhältnismäßig frühzeitig kamen auch Seife und Lauge für die Reinigung in Gebrauch. Ursprünglich diente die Seife bei den Germanen allerdings weniger als Reinigungsmittel für das Haar. Diese haarbleichenden Seifen der Germanen waren weitbekannt. So erwähnt sie der römische Schriftsteller Plinius, und auch Galen hebt die bei den germanischen Stämmen gebräuchlichen Seifen lobend hervor. Aus noch erhaltenen Berichten erfahren wir, daß man harte und weiche, teigartige und stückartige Seifen kannte. Nach einem alten, aus frühmittelalterlicher Zeit stammenden Rezept wurde die Seife aus Lauge von Rebenasche und Hammelfett her-



Mittelalterliche Dampfbadglocke.
Aus: H. Brauschwig, Destillierbuch. Straßburg 1512.



Badestube mit Darstellung eines Wannenbades und Abgießung.

Aus: Michael Hero, Schachtafeln der Gesuntheit. Straßburg 1533.

gestellt. Alter noch als Reinigungsmittel und ursprünglich auch stärker verbreitet war die Lauge. Man verwandte sie als scharfen Zusatz zum Bad und gewann sie durch Übergießen von Asche mit Wasser, wodurch die salzigen Bestandteile der Asche ausgezogen wurden.

Große Bedeutung hatte bei unseren Vorfahren die Pflege des Haares. Über die germanische Haartracht erfahren wir aus noch erhaltenen Bildwerken sowie aus Schilderungen römischer Schriftsteller, daß der männliche freie Germane langes Haar trug; abgeschorenes Haar galt als Zeichen der Unfreiheit und Unehre. Aus dem praktischen Bedürfnis heraus wurde das Haar bei verschiedenen germanischen Stämmen in Knoten gebunden, so bei den Sueben und den Bastarnen. Aus Bodenfunden entnehmen wir, daß auch die Schere als Werkzeug für die Haarpflege schon zur älteren Eisenzeit den Germanen bekannt war. Ihrer Form nach bestand die damalige Schere aus zwei Scherenblättern, die durch einen elastischen Bügel verbunden waren, ähnlich dem Gerät, wie es heute noch für die Lierschur verwandt wird. Alter noch als die Schere ist der Kamm, der in zahlreichen germanischen Grabfunden erhalten geblieben ist. Die Funde aus Knochen und Metall zeigen verschiedene Formen, ein- und zweiseitig gezahnt, mit weiten und engen Zähnen.

Besonderer Pflege erfreute sich bei der Mehrzahl der germanischen Stämme der Bart, der in den verschiedensten Formen getragen wurde. Nach der Wiedergabe römischer Bildwerke trug zum Beispiel der germanische Stamm der Bastarnen den langen und wackelnden Vollbart. Andere Stämme wiederum scheinen den kurzgehaltenen Bart bevorzugt zu haben. Nach den Schilderungen des Sidonius Appollinaris trugen die Franken den Bart nur als schmalen Streifen um Wangen und Kinn. Ähnlich wie dem Haupthaar ließ man auch dem Bart sorgfältigste Pflege zuteil werden. So fanden sich in germanischen Gräbern nicht nur Kamm, Schere und Messer, sondern auch eine Art Pinzette, die zum Ausreißen wild wachsender Barthaare, besonders an und unter der Nase, bestimmt war. Auch eigentliche Scher-, das heißt Rasiermesser sind schon seit der älteren Bronzezeit nachweisbar. Der Form nach sind es gerade oder auch halbmondförmig gebogene Messer mit breitem Blatt, dünner Schneide und kurzem Handgriff. Die Entfernung der Gesichtshaare erfolgte in der Regel im Schwitzbade.

Unter den Gesichtskosmetika

nahm die Seife, die ja ursprünglich nur für die Haarbeize diente, mit Beginn des Mittelalters eine hervorragende Stellung ein. Auch Schminken waren im Altertum bereits bekannt. Für die Herstellung der Schminken verwandte man duftende Harze und Pflanzenfarben; so den verdickten Saft der Mutterharzpflanze, Gummibalsanum, Kampfer und besondere Arten von Seegras oder Tang. Auch solche Mittel, die, wie etwa Mennig und Quecksilber, gesundheitschädlich sind, wurden zur Erzielung von roter bzw. weißer Gesichtsfarbe angewandt. Alle diese Kosmetika wurden sorgfältig auf das Gesicht aufgetragen und dann verrieben.

Über die Pflege der Hand geben Gräberfunde Aufschluß, die noch aus frühgermanischer Zeit stammen. So besitzen wir Fundstücke aus der Bronzezeit, die mit Sicherheit als Nagelreiniger gelten können. Später wird in althochdeutschen Schriften das Nagelmesser zum Schneiden der Nägel ausdrücklich erwähnt. Aus diesen Quellen erfahren wir auch, daß der Fingernagel durchsichtig wie Glas sein soll, und daß schwarze, ungeschnittene Fingernägel ein Zeichen von Unkultur sind. Über die Pflege der Zähne entnehmen wir aus alt- und mittelhochdeutschen Quellen, daß man zum Spülen des Mundes und für die Zahreinigung Salbei verwandte. Auch Zahnpulver war schon frühzeitig bekannt. Als Bestandteile werden genannt gebrannter Marmor, weißes Glas, roter Ziegel, Bimsstein und gebrannte Dattelfkerne, die zu Pulver gestoßen und zusammen vermischt wurden. Das so gewonnene Zahnpulver wurde dann mit frisch geschorener Wolle oder auch mit einem Leinentuche auf den Zähnen verrieben.



Mittelalterliches Familienbad.

Gemeinsames Bad beider Geschlechter in Plummers (Vogesen).

Titelholzschnitt aus: Huggelin, Von heilsamen Bädern des Teutschenlands. Mülhausen 1559.

Zum Schluß sei noch eines Mittels gedacht, das im Rahmen der Körper- und Gesundheitspflege unserer Vorfahren eine sehr bedeutende Rolle gespielt hat, nämlich der regelmäßigen Blutentziehung. Diese Blutentnahme durch Ausschneiden einer Ader war bereits vor unserer Zeitrechnung bei verschiedenen germanischen Stämmen üblich. So wurde der Aderlaß als Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten bei den Westgoten und bei den Franken nach allen Regeln der Kunst ausgeübt. Aus späterer Zeit, etwa um das 13. und 14. Jahrhundert, erfahren wir dann auch nähere Einzelheiten über die Ausübung dieser Blutentziehung. So waren im allgemeinen vier Aderlässe im Jahr als Vorbeugungsmittel gegen Krankheit vorgeschrieben. Als geeignete Monate für den Aderlaß werden September, Oktober

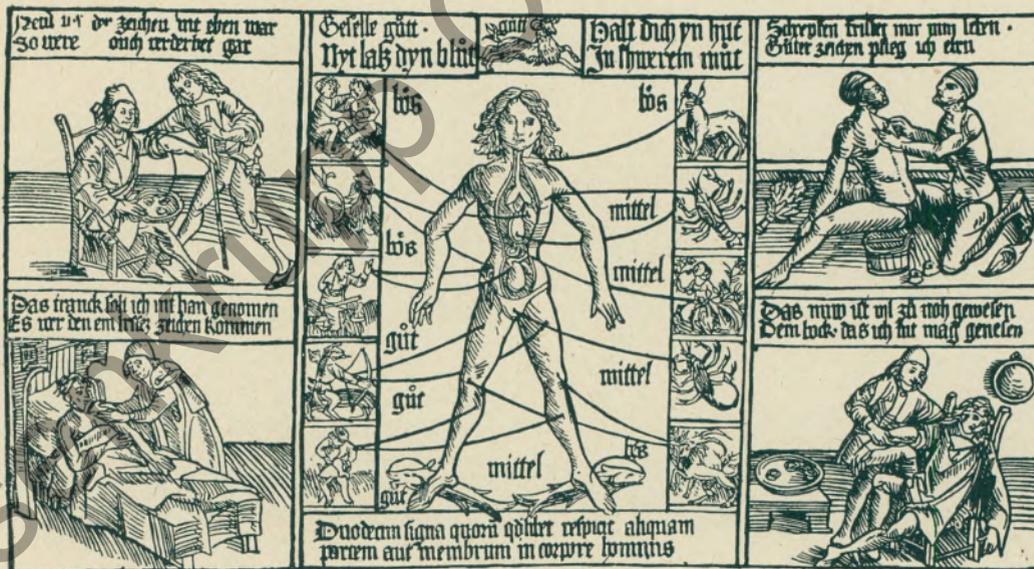


Aderlaß an einer Frau.

Holzchnitt aus: „Eyn nygge Kalender recht hollende“.
 Etteffen Arends, Lübeck 1919.

und Dezember genannt, weniger geeignet sind Februar, April, Mai und November, ungeeignet sind Januar, März, Juni, Juli und August. Ursprünglich wurde der Aderlaß nur am Arm vorgenommen. Später dehnte man ihn auch auf andere Körperteile aus, wobei man von der Absicht aus-

und gewerbsmäßigen Aderlassern konnte man die günstigste Zeit für den Aderlaß sowie die Krankheiten erfahren, gegen die der Aderlaß schützte. Neben dem Aderlaß wurde das Schröpfen als eine leichtere Form der Blutentziehung schon frühzeitig in Deutschland ausgeübt. Beim Schröpfen wurde mit einem



Aderlaßtafel.

Holzchnitt um 1480. München, Kupferstichkabinett.

ging, das überflüssige Blut immer den Stellen des Körpers zu entziehen, wo es den größten Schaden anrichten könne. Bei der starken Verbreitung des Aderlasses wurden seit Anfang des 15. Jahrhunderts die genauen Vorschriften über den Aderlaß in Form sogenannter Laßtafeln veröffentlicht. Meist erschienen diese Laßtafeln als Flugblätter. Auch von den Bädern

besonderen kleinen Messer die Haut eingeritzt. Auf die Schnittstelle wurden dann kleine Kapseln aus Horn aufgeklemt, die das hervorquellende Blut aufnahmen. In den Stellen des Körpers, wo der Schröpfkopf nicht haftete, setzte man Blutegel an, deren Gebrauch in Deutschland ebenfalls schon zu Beginn unserer Zeitrechnung bekannt war.

Technische Gedenktage.

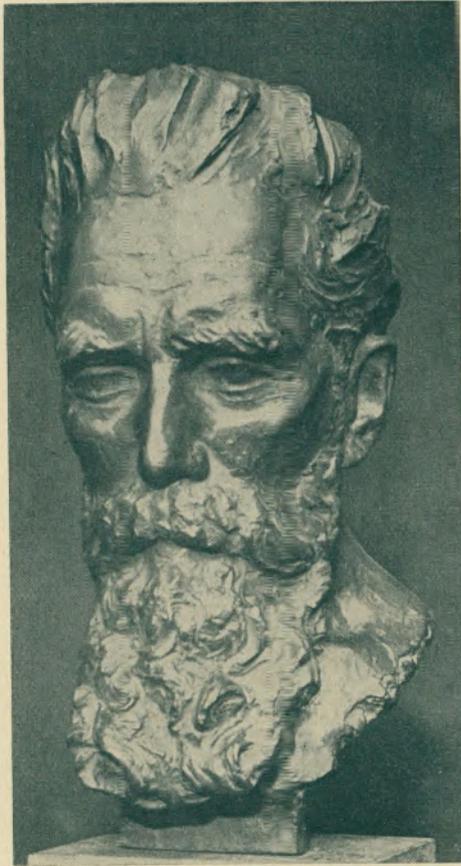
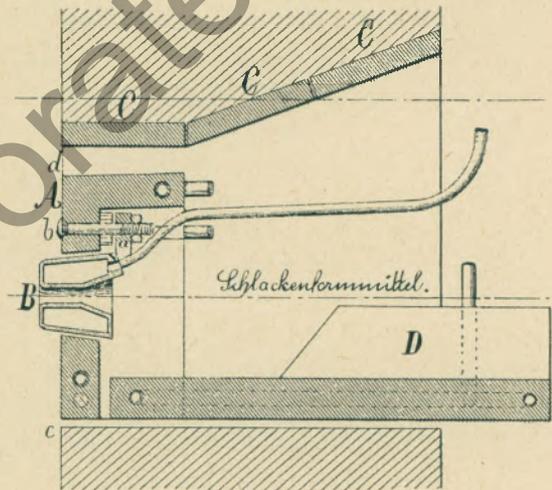


Bild: Röntgen-Museum, Remscheid.
 Wilhelm Conrad von Röntgen.
 Büste von E. Rast.

vorbildliche Modelle am besten zu beschaffen waren. Das Werk hat die Pläne seiner Erbauer vollkommen gerechtfertigt, da seine Kunstgüsse sich bald eines guten Rufes erfreuten und bis heute wertvolle Sammlungsstücke geblieben sind.

10. 2. 1923 starb in München Wilhelm Konrad von Röntgen. Nach seiner Promotion in Straßburg im Jahre 1874 wurde er a. o. Professor für theoretische Physik und 1888 Nachfolger des bekannten Physikers Kohlrausch in Würzburg. In die Würzburger Zeit fällt die große Entdeckung der Röntgenstrahlen. Röntgen hatte beobachtet, daß ein sich im Strahlungsfeld einer Hittorffschen Entladungsröhre befindlicher Barium-Platin-Cyanür-Schirm aufleuchtete. In der Würzburger medizinisch-wissenschaftlichen Gesellschaft hielt Röntgen seine ersten Vorträge über diese wichtige Entdeckung. Die Anwendung der Röntgenstrahlen in der Medizin hat sich segensreich ausgewirkt, nicht vergessen werden soll aber auch ihre Verwendung in der Metallkunde, besonders seitdem Professor Laue Kristalle als Beugungsgitter für Röntgenstrahlen verwandte und damit den Anschauungen über den Atombau neue Wege wies.

8. 2. 1803 wurde durch Königliche Kabine-Befehle die Königliche Eisengießerei in Berlin ins Leben gerufen. Damit ging der durch die Initiative Friedrichs des Großen und durch seine verdienten Helfer, den Freiherrn von Heinitz und den Grafen von Reden, mit Erfolg betriebene Plan zur Errichtung von staatlichen Hütten seiner Voll-



Lürmanns Schlackenform.
 Nach einer alten Zeichnung.



Ansicht der Königlichen Eisengießerei Berlin
 auf einer Neujahrskarte.
 Nach H. Schmitz, Berlin-Eisenkunstguß.

20. 2. 1867 baute Fritz W. Lürmann, damals Oberingenieur der Georgs-Marienhütte, seine Versuchsschlackenform in den Hochöfen 4 des genannten Werkes ein. Damit wurde erstmalig eine Erfindung in der Praxis angewendet, die für den gesamten Hochofenbetrieb von außerordentlicher Bedeutung gewesen ist, und ohne die eine Massenerzeugung an Roheisen unmöglich wäre. Hatten doch bis zu dieser Erfindung die Kokshochöfen einen Vorherd, die sogenannte offene Brust, die nach Lürmanns eigenen Worten „nur dazu da sei, um bei gutem Betriebe ausgebessert und bei schlechtem Betriebe nicht benutzt werden zu können“. Er versuchte daher, die bei den Holzkohlenhochöfen gebräuchliche geschlossene Brust, auch bei den Kokshochöfen anzuwenden, war sich aber von vorneherein darüber klar, daß die bei den letzteren Öfen vorhandene größere Menge flüssiger Schlacke besondere Vorkehrungen erheische. Lürmann kam nun bei seinen Versuchen zu der Erkenntnis, daß die Öffnung für den Schlackenabfluß stark gekühlt sein müsse. Die Versuchsschlackenform bestand aus einem spiralförmig gewundenen Gasrohr, das mit Gußeisen so umgossen war, daß eine etwa 40 Millimeter lichte Schlackenabflußöffnung ausgespart blieb. Diese Vorrichtung erwies sich so brauchbar, daß ein neu zugestellter Hochofen, der wenige Monate später in Betrieb genommen wurde und bei dem der Vorherd beseitigt, dagegen aber eine Schlackenform eingebaut worden war, eine Hüttenreise von zwölf Jahren machte.

endung entgegen. Die Königliche Eisengießerei in Berlin, die schlesisches Roheisen mit schlesischen Kohlen verarbeiten sollte, wurde in Betrieb genommen um der herrschenden Nachfrage nach kleinen und feinen Gußwaren zu entsprechen, zumal da in Berlin gute Muster und

Wissen und Fortschritt.

Von Dipl.-Ing. R. Seiden.

Der Polarograph ersetzt Chemiker und chemisches Laboratorium!

Bei der Elektrolyse — der Zerlegung von Lösungen oder Schmelzen mit Hilfe des elektrischen Stromes — treten Stromspannungen auf, die man sehr genau messen kann; das hat vor allem der in Prag wirkende Forscher Prof. Dr. J. Heyrovsky vor längerer Zeit schon gezeigt. Man kann so „Polarogramme“ zeichnen, das sind Stromspannungskurven, aus denen nach einem neuen Verfahren des aus Wien stammenden Chemikers Dr. Hans Hohn, der jetzt in Deutschland lebt, qualitative und quantitative Analysen herausgelesen werden können!

Wie Dr. Hohn erstmalig vor Professoren und Hörern der Wiener Universität zeigte, ist der von ihm konstruierte „Polarograph“ imstande, zumindest so genau wie sehr gut vorgebildete Chemiker die verschiedensten Substanzen hinsichtlich ihrer Zusammensetzung zu untersuchen. Der Polarograph ist ein elektrochemisch arbeitendes Instrument, das vollkommen automatisch seine Analysenergebnisse niederschreibt, und zwar in Form von Kurven (den bereits erwähnten Polarogrammen), die dann ohne Schwierigkeit hinsichtlich ihrer Aussagen über die mengenmäßige und die qualitative Beschaffenheit des analysierten Stoffes ausgewertet werden können.

Der Polarograph, den man auch als chemischen „Robot“ bezeichnen kann, erweist sich als ein kleines, schwarz gestrichenes Kästchen, dem niemand ansehen würde, daß es ein großer Zauberer ist! Oder ist es nicht Zauberei, wenn dieses Kästchen dank dem genial durchdachten Mechanismus in seinem Inneren innerhalb weniger Minuten die gleiche Arbeit leistet, für welche studierte Leute mit viel Praxis Stunden, Tage, ja sogar Wochen brauchen?

Die zu untersuchende Substanz, eine Lösung, wird in ein zum Polarographen gehöriges Gefäß gegossen, dann wird ein Knopf auf dem schwarzen Kästchen gedrückt — und schon arbeitet es, ganz lautlos, drei, vier, höchstens neun Minuten lang; und nun wirft es einen kleinen Zettel aus, von dem man ohne Schwierigkeit die Analysenergebnisse ablesen kann. Wieder werden Knöpfe gedrückt, Drähte entsichert, Steckkontakte abgenommen, das Kästchen verpackt — es hat seine Arbeit beendet.

Dr. Hohn berichtet, daß das Prinzip seines Polarographen ein recht einfaches ist. Der Apparat enthält unter anderem einen Spiegel, der vom elektrischen Strom bewegt und gesteuert wird, in einer für jede Substanz ganz bestimmten Weise (bei der Elektrolyse weist nämlich jede chemische Substanz eine für sie charakteristische Stromspannung auf, wie bereits eingangs erwähnt wurde); der bewegte Spiegel wirft einen Lichtstrahl auf photographisches Papier, auf dem somit eine Kurve entsteht. Mit Hilfe eines „Schlüssels“ und nach Durchführung einer einfachen Rechnung (unter Verwendung der abgelesenen Faktoren) kann man die ziffernmäßigen Analysenergebnisse angeben.

Vor den Wiener Sachgelehrten hat Dr. Hohn innerhalb weniger Minuten folgende qualitative und quantitative chemische Analysen durchgeführt: 1. eine Nitratbestimmung in einer Milchsäurelösung; 2. Bestimmung von Zink in einem organischen Gemisch; 3. Bestimmung von Blei, Mangan und Zink in einer sauren Lösung. Die Ablesergebnisse stimmten vorzüglich überein mit den unabhängig davon vorausberechneten. Überdies vermag der Polarograph auch bei anderen Untersuchungen gute Dienste zu leisten, so zum Beispiel bei der Bestimmung so ziemlich aller Kationen und Anionen in der Lebensmittelchemie, in der gerichtlichen Chemie zum Nachweis von Giftstoffen (die automatische Analyse erfordert nur sehr geringe Mengen des Untersuchungsmaterials!), in der medizinischen Chemie, Industrie und Wissenschaft. Trotzdem aber ist nicht zu fürchten, daß der Polarograph die Chemiker aus ihren Stellungen verdrängen wird, denn die „Poligraphie“ (wie der neugeschaffene Zweig der chemischen Wissenschaft genannt wird) bleibt eine Domäne des geschulten Chemikers und für Laien kaum verwertbar.

Der verfilmte Kehlkopf.

Nachdem es schon vor einigen Jahren gelungen ist, einen so kleinen Photoapparat in Verbindung mit einer so starken Lichtquelle zu konstruieren, daß damit im Inneren des menschlichen Körpers photographische Aufnahmen gemacht werden können (zum Beispiel solche der Magenschleimhaut, indem die ganze Miniaturphotovorrichtung verschluckt und nach Durchführung der Aufnahme wieder durch die Speiseröhre „zutage“ gefördert wird), ist jetzt ein weiterer Fortschritt zu verzeichnen: die Verfilmung der tätigen Organe im lebenden menschlichen Körper!

So, wie die Magen- oder Unterleibskrebsphotographie in der modernen Diagnose bereits viel angewendet wird, vielfach in Verbindung mit einer einfachen Spiegelvorrichtung, die es gestattet, dem Patienten (durch Projektion des Bildes, das mit Hilfe des Miniaturphotoapparates in seinem Inneren entsteht) den Herd seines Leidens vor Augen zu führen, ebenso wird alsbald die Verfilmung der gesunden und kranken Organe praktische Bedeutung erlangen.

Wie die beiden Wiener Forscher Dozent für Laryngologie Dr. Kamillo Wiethe und Dr.-Ing. Franz Gerhard Badl, sein technischer Berater, kürzlich unter anderem in der „Budapester Ärztegesellschaft“ vortrugen und durch Vorführung eines Filmes unter Beweis stellten, ist es ihnen in gemeinsamer Arbeit gelungen, einen so kleinen und doch so vollkommenen Filmaufnahmeapparat zu schaffen, daß er ohne Behinderung bis an den Kehlkopf herangebracht werden kann, um die menschlichen Stimmbänder beim Singen oder Sprechen zu verfilmen. Daß diese Verfilmung im Zeitlupentempo erfolgt, ist besonders wichtig. So ist es nämlich sowohl dem Arzt als auch dem Sänger und dem Redner möglich, den Kehlkopffilm bei seiner Vorführung zu studieren. Und wieviel sagt so ein Film dem Sachmann! Die einzelnen Stimmlagen lassen deutlich die verschiedenen, für sie charakteristischen Stimmbandschwingungen erkennen; der „Physiologie der Stimme“ bieten sich somit ganz neue Möglichkeiten, aber auch die Diagnose von Kehlkopfkrankungen wird nun erleichtert. Doch wird all das in absehbarer Zeit noch bedeutend mehr vervollkommen sein, sobald nämlich die Miniatur-Lonfilmaufnahmevorrichtung fertiggestellt sein wird, an der Dozent Dr. Wiethe und Dr.-Ing. Badl nach ihren eigenen Angaben eben jetzt arbeiten.

In Fachkreisen sieht man schon heute mit großer Spannung dem im Halse einer Sängerin aufgenommenen ersten Kehlkopffilm entgegen.

Metallschallplatten.

Die gewöhnlichen Schallplatten — vornehmlich aus Schellack und Harzen bzw. aus Hartgummi erzeugt — haben den großen Nachteil, daß sie das Nadelgeräusch um so lauter und lästiger wiedergeben, je häufiger man sie abspielt.

Man hat darum schon öfters versucht, widerstandsfähigeres Material als die erwähnten organischen Stoffe für die Schallplattenerzeugung zu verwenden, doch blieben alle Bemühungen fruchtlos. Das gilt insbesondere für die Versuche, Schallplatten aus Metallen zu gießen. Beim Erstarren des Metallgusses entstehen nämlich immer feinste, nur unter dem Mikroskop sichtbare Kriställchen; sobald die Grammophonnadel so ein Kriställchen berührt, wird es erschüttert, und diese Erschütterung wird als ziemlich lautes Knister- und Knackgeräusch hörbar.

Langjährige Forschungen haben nun gezeigt, daß man diesem Fehler vorbeugen kann, wenn man die gegossenen Metallschallplatten unter größter Vorsicht abkühlen läßt. Dann bilden sich wohl auch Metallkristalle, die aber, größer als die vorhin erwähnten, nichtstörend sind; überdies sind sie so angeordnet, daß sie die Seitenwände der Rillen bilden, in denen die Grammophonnadel dahingleitet. Da solche Metallplatten unzerbrechlich sind und überdies weniger abgespielt werden, als die bisher in Verwendung stehenden, ist es sehr wahrscheinlich, daß sie sich bald einbürgern werden — vorausgesetzt, daß ihr Preis für gewöhnliche Sterbliche nicht zu teuer sein wird.

Neuer Weg der Metallgewinnung.

Eine ganz neue Methode zur Gewinnung reiner Metalle hat Prof. Dr. W. Köster vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Metallforschung in Stuttgart mit seinen Schülern ausgearbeitet bzw. vervollkommen. Sie ist immer dann anwendbar, wenn irgendeine Metallverbindung unterhalb des Schmelzpunktes des Metalles in Gas und Metall zerlegt werden kann. Letzteres scheidet sich dabei auf einer Unterlage ab und ist — da es mit keinen Fremdstoffen zusammenkommt (im Gegensatz zu erschmolzenen Metallen) — vollkommen rein. Selbst Chrom, Vanadin, Zirkon oder Titan, die als sehr spröde, kaum verarbeitbare Metalle gelten, kann man auf diese Weise völlig rein und darum nicht spröde, sondern beliebig formbar erhalten. Es ist damit zugleich auch der Beweis dafür erbracht, daß Sprödigkeit keine Eigenschaft der Metalle selbst, sondern eine Folge ihrer Verunreinigungen ist — auch wenn diese nur in geringsten Mengen vorhanden sind.

Pflanzenduft und Pflanzenwachstum in ihrer Abhängigkeit voneinander.

Bemerkenswerte Untersuchungen über die Beeinflussung des Pflanzenwachstums durch den Duft von Pflanzen sind in letzter Zeit von Dr. Madaus von der Biologischen Station in Radebeul bei Dresden durchgeführt worden. Es zeigte sich dabei, daß Roggen-, Lupinen- und Kressekeimlinge zum Beispiel durch Pfefferminzölgeruch (der Pfefferminze) in ihrem Wachstum stark gehemmt werden, während Apfelgeruch das Wachstum stark fördert. Man wird vielleicht in Zukunft das Pflanzenwachstum ganz allgemein fördern können, indem man bestimmte Duftpflanzen auf den Feldern und in den Gärtnereien aussetzt; der Duft wirkt dann als billiger „Dünger“.

Ein ganz besonderes Glas.

Mit Hilfe eines „Sonnenerschmelzofens“ (der mit Linsen und Spiegeln aus der Sonnenstrahlung bis über 2700 Grad Wärme ohne nennenswerte Kosten zu erzeugen vermag) hat nach einem Bericht in der „Amerikanischen Elektrochemischen Gesellschaft“ Dr. W. M. Cohn von der University of California ein Zirkonglas erschmolzen, das hervorragende Eigenschaften besitzt.

Zirkonerde findet sich ziemlich selten auf der Erde und wird bisher vornehmlich in der elektrischen Glühlampenindustrie und zur Herstellung der Gasglühstrümpfe verwendet. Man kann es aber — wenn auch nur bei sehr hoher Temperatur — überdies zu gelblich gefärbtem Glas schmelzen, das überaus hart ist, fast so hart wie Korund, der wegen seiner Härte, unter anderem als Schmirgelstein Verwendung findet. Außerdem ist das Zirkonglas sehr widerstandsfähig gegen Temperaturänderungen; man kann es glühend in kaltes Wasser tauchen, ohne befürchten zu müssen, daß es springt! Schließlich ist es gegen alle Säuren beständig und darum nicht zuletzt für die chemische Industrie von großem Wert.

Sterne stören den Radioempfang!

Bei seinen Versuchsarbeiten mit Kurzwellen-Radioempfängern beobachtete Dr. J. G. Hansley vom „Bell-Telephone-Laboratorium“ in New York durch längere Zeit schon, daß ein störender Lärm durch die aus dem Weltentraum kommenden Strahlen verursacht wird.

Man stand zunächst vor einem Rätsel. Schließlich aber zeigte es sich, daß die Störungen durch die Sternennwelt immer dann auftreten, wenn die Antenne des Radios in eine bestimmte Richtung, und zwar zur Milchstraße hin, eingestellt wird. Zur Erklärung der Ursache dieser seltsamen Erscheinung bleiben nunmehr zwei Möglichkeiten offen: entweder kommen die Störstrahlen von den Sternen selbst oder aber von der Materie, die zwischen ihnen (in der Milchstraße) verteilt ist. Wahrscheinlich ist die letztere Annahme die richtige, wie die amerikanischen Fachgelehrten sagen. Sie sind der Anschauung, daß der störende Lärm beim Kurzwellen-Radioempfang letzten Endes durch eine „Wärmewibration“ der elektrisch geladenen Atome (Ionen) bedingt ist; diese Atome bilden die interstellare (das heißt die zwischen den Sternen befindliche) Materie und haben eine Temperatur, die 13 000 Grad betragen dürfte.

Bodenverbesserung durch — Algen!

Algen, diese vielfach nur einzelligen Pflanzen, haben nach jüngsten Forschungen von Prof. Dr. Rudolf Gickl, der dem Botanischen und Pflanzenphysiologischen Institut der Technischen Hochschule in München vorsteht, größte Bedeutung für die Land- und Forstwirtschaft jedes Staates. Die Erdalgen sind es nämlich, welche — neben Vorkiefern der Moose — die wichtigste Kohlenstoffquelle für die ungezählten Kleinlebewesen des Erdbodens bilden. Da aber diese Kleinlebewesen letzten Endes den Wert eines Bodens insbesondere für Kulturzwecke bestimmen, kann man nunmehr auch sagen, daß dieser Wert, die Güte jedes Kulturbodens vor allem von seiner Algenflora abhängig ist. Und da — nach den Untersuchungen von Prof. Gickl — die Erdalgenflora durch entsprechende Düngung verändert werden kann, besteht auch die Möglichkeit, Ländereien, die bisher nicht kultiviert werden konnten, mit der Zeit zu Kulturböden umzuwandeln!

Der Steinwald im Yellowstone-Nationalpark.

Der Yellowstone-Nationalpark in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist wegen seiner Schönheit und Größe auch in Europa bekannt (er mißt über 6200 Quadratkilometer, also nur um etwa zehn Prozent weniger als das Land Salzburg und zweieinhalbmal mehr als die Fläche von Luxemburg). Daß dieser einzigartige Naturschutzpark aber auch eines der ältesten und schönsten Naturwunder aufweist: einen 650 Meter hohen Hügel, der in seinem Inneren zwölf übereinander befindliche Lagen von — versteinerten Wäldern birgt, wissen selbst Amerikaner nur ausnahmsweise.

Wie mag dieser „zwölfstöckige Steinwald“ entstanden sein? Und wie alt ist er wohl?

Forscher behaupten, daß der Steinwald hunderttausende, wenn nicht gar Millionen Jahre alt ist. Vor dieser langen Zeit, in der frühesten Jugend der Erde, standen Wälder von Laub- und Nadelbäumen dort, wo sich heute der „Amethysthügel“ (nahe der Nordgrenze des Naturschutzparks) erhebt. Gewaltige Aschenausbrüche aus Vulkanen haben diese Wälder verschüttet — und immer wieder sind sie neu entstanden: zwölfmal nacheinander und übereinander im Verlaufe vieler Jahrtausende. Seither sind diese Wälder zu Stein geworden (wie sie, unter anderen Bedingungen, zu Kohle geworden wären). Heute noch stehen die Baumstämme aufrecht in jeder Schicht, manche bis zu neun Meter im Umfange messend! Neben Sumpfedern, Kiefern und Eichen gibt es da Pappeln, Weiden, Birken, Walnußbäume, Buchen, Ulmen, Platanen, Feigenbäume, Farne, Sträucher und andere mehr, alle fast gut erhalten: Zeugen für das hohe Alter unserer Erde und zugleich wunderbare Denkmäler aus ihrer Jugendzeit!

Wolle aus — Milch.

Kaseineweiß wird aus Milch gewonnen, in welcher es einen wichtigen Bestandteil bildet. Käse besteht überwiegend aus Kasein, doch auch die Industrie benötigt es als Rohstoff, zum Beispiel zur Erzeugung von Kunsthorn. Seit Jahrzehnten schon wurde überdies versucht, aus Kasein Kunstfasern zu erzeugen. Obgleich schon mehrere Patente, vor allem in der Schweiz und in Deutschland, auf Kaseinkunstfasern erteilt worden sind, hat man solche bisher noch nicht auf den Markt bringen können. Nun hat die bekannte italienische Kunstseidenfabrik „Snia Viscosa“ ein neues Verfahren zur Herstellung von Kaseinkunstfasern ausgearbeitet; sie nennt dieses Kunstprodukt „Lanital“ und erzeugt es in ihren Fabriken zu Cesano-Maderno und Varese. Die Produktion beträgt vorerst 500 Kilogramm täglich, wird aber schon Anfang 1936 bedeutend erhöht werden.

Lanital vermag vielfach die sehr geschätzte Merinoschafwolle zu ersetzen, wenn auch zugegeben wird, daß das Naturprodukt in einigen Eigenschaften die Kaseinfaser übertrifft. So besitzt Merinowolle eine größere Zerreißfestigkeit und Lanital eine zwischen weiteren Grenzen schwankende Dehnbarkeit.

Wenn Lanital nur annähernd die Verbreitung finden wird wie die Kunstseide, so wird es die Schafwolle und Baumwolle am Weltmarkt stark zurückdrängen, so wie ja heute die Naturseide viel weniger gekauft wird als das Kunstprodukt.

Fünfundsiebzig Jahre Fernhören.

Eine Erinnerung an Philipp Reis, den Erfinder des Telephons.

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, aus der altehrwürdigen Reichsstadt Gelnhausen stammend, erzählt im dritten Buch seines „Simplizissimus“ von einem Instrument eigener Erfindung, mit dem er die Stimme eines Menschen aus weiter Entfernung hören könne. Vor ihm und nach ihm haben andere in dichterischer Phantasie Ähnliches erschaut. Der gelehrte Abenteurer und Alchimist Dr. Johann Joachim Becher berichtet in einem 1681 erschienenen Büchlein, er habe gesehen, „da der eine ein Instrument zum Reden | der andere ein Instrument zum Hören gehabt | und haben beyde solcher gestalt auf eine ziemliche Distantz miteinander reden können | daß dazwischen niemands etwas gehöret“.

Zwei Jahrhunderte vergingen. Der Hochflug in der Entwicklung der Technik begann. Der Mensch nahm den Dampf, den elektrischen Strom in seinen Dienst. Der Fernschreiber, der Telegraph, wurde erfunden. Die alte Mär vom Fernhören, die nie ganz erloschen gewesen war, wurde wieder lebendig, doch die zünftige Wissenschaft sprach von einem unlösbaren Problem.

Am 26. Oktober 1861 aber zeigte der Lehrer Philipp Reis, wie Grimmelshausen aus Gelnhausen stammend, im Physikalischen Verein zu Frankfurt seinen Apparat, mit dem er aus einem über hundert Meter entfernten Raum Musik und Gespräche übertragen konnte, und hielt seinen berühmten Vortrag: „Über Telephonie durch galvanischen Strom.“

Die Fachgelehrten schüttelten ungläubig die Köpfe. Professor Poggen-dorf, der Herausgeber der Annalen, sprach von einer Mythe. Als ihm Reis eine wissenschaftliche Abhandlung über die Erfindung anbot, lehnte er sie ab, weil die Übertragung der Sprache auf galvanischem Wege unglauhaft sei.

Nur mühsam konnte sich Reis gegenüber einer in Vorurteilen befangenen Fachwelt durchsetzen. Auch die große Öffentlichkeit blieb kühl und interesselos. Sein kleines Vermögen hatte er bei den kostspieligen Versuchen zugefest, und es fand sich niemand, der ihn unterstützte, niemand, der die wichtige Erfindung in ihrer vollen Bedeutung erkannt hätte. So zog denn Philipp Reis, um neue Mittel zu gewinnen, von Schule zu Schule und führte gegen Entgelt den Kindern die Urform der Einrichtung vor, die dem modernen Verkehrsleben ein neues Gesicht geben sollte.

Nur allmählich wurde Reis bekannt. Im Jahre 1862 sprach er im Freien-Deutschen Hochstift zu Frankfurt über seine Erfindung. Als Kaiser Franz Joseph und König Maximilian von Bayern 1863 zum Fürstenkongreß in der Mainstadt waren, wurde ihnen im Goethehaus das Telephon vorgeführt. Eine besondere Genußgabe aber wurde Reis dadurch gegeben, daß er den

unterdessen wesentlich verbesserten Apparat auf der Naturforscherversammlung zu Gießen 1864 zeigen konnte. Bedeutende Gelehrte aus dem Auslande, besonders aus England und Amerika, waren anwesend und trugen die Kunde von dem Fernhörapparat erneut in alle Welt. Auch Professor Poggendorf sah in Gießen zum erstenmal das Telephon und erklärte sich nunmehr bereit, einen Aufsatz des Erfinders in seinen Annalen aufzunehmen,

doch jetzt lehnte Reis im berechtigten Stolz dieses Anerkennen ab.

Der Tag von Gießen war der Höhepunkt in seinem Leben, dem Leben eines kleinen Lehrers an einer kleinen Privatschule. Im Jahre 1834 wurde er in Gelnhausen als Sohn eines Bäckermeisters geboren. Sein Vormund brachte den Frühverwaisten in das Garniersche Internat in Friedrichsdorf, nicht weit von Bad Homburg, dann in das Hasselsche Institut in Frankfurt. Mathematik und Naturwissenschaften zogen ihn gewaltig an, das Polytechnikum war sein Ziel.

Doch der Vormund hatte anders über ihn beschlossen. Mit sechzehn Jahren wurde Philipp Reis Kaufmannslehrling bei „J. F. Beyerbach, Farben und Drogen en gros, Kommission und Expedition, Frankfurt“. Er tat seine Pflicht, aber er blieb seiner alten Liebe treu. Unter Professor Boettcher arbeitete er in knappen Freistunden im Physikalischen Verein und machte eifrig chemische, physikalische und technische

Versuche. Er wandelte Schlittschuhe in Rollschuhe um, das Perpetuum mobile beschäftigte ihn, das Grundprinzip des Telephons, die Übertragung menschlicher Laute durch den galvanischen Strom, stieg als Problem vor ihm auf.

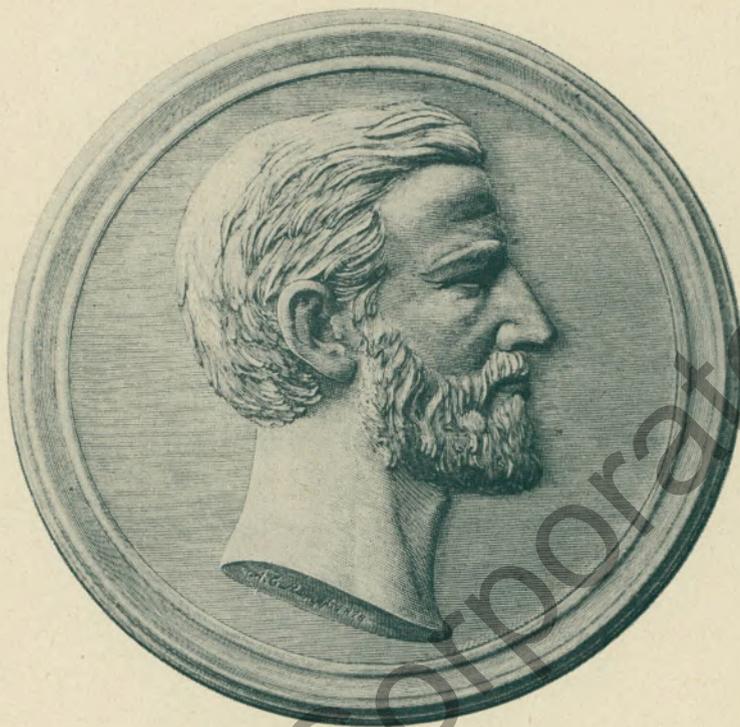
Die Lehre ging zu Ende. Er experimentierte, er reiste, er diente sein Jahr bei den Jägern in Kassel, aber er nahm keine kaufmännische Stelle an. Sein alter Lehrer Garnier in Friedrichsdorf erkannte die innere Not seines Schülers. Er berief 1858 trotz dem Widerstande der Behörde den jungen Forscher ohne Sachausbildung als Lehrer an sein Institut — er hat nie einen besseren Helfer gehabt.

Als Physiklehrer konnte Reis nun nach Herzenslust Versuche machen. „Schlosser“ und „Pumpenmacher“ nannten ihn seine Jungen. Er griff das Problem des Fernhörens wieder auf.

Das menschliche Ohr stellte er in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen.

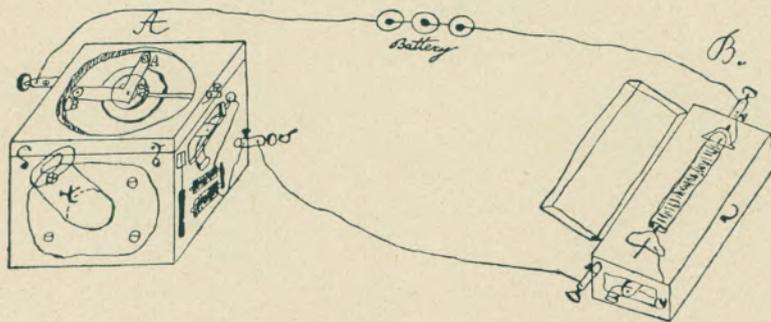
Er ging davon aus, daß bei dem Vorgang des Hörens das Ohr als Sendevorrichtung dient, die die Schallwellen so umwandelt, daß der Gehöreindruck auf den Nervenbahnen zum eigentlichen Empfänger, zum Gehirn, weitergeleitet werden kann.

Er baute ein künstliches Ohr. Als Trommelfell, als Membran, spannte er ein Stück Darm über einen Fasspund. Leicht aufeinanderruhende Metallfedern stellten Amboß und Hammer,



Philipp Reis.

Nach dem Relief am Grabmal in Friedrichsdorf.



Eigenhändige Skizze des Erfinders

aus einem an den Mechaniker Ladd in London gerichteten Brief vom 13. August 1863.

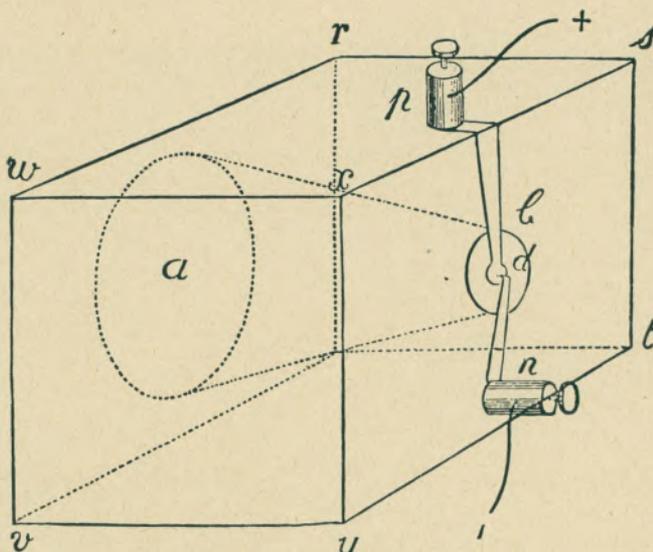
die feinen Gehörknöchelchen, dar. Auf der Membran war ein Platinplättchen so befestigt, daß es mit den Metallfedern in Verbindung stand und damit in denselben Stromkreis eingeschaltet war. Sprach man gegen die Membran, so wurde diese in Schwingungen versetzt, die Lage des Platinblättchens zur Feder verändert und damit der elektrische Strom beeinflusst — Schallwellen waren also in elektrische Vorgänge umgesetzt, die durch den Draht über große Entfernungen hin übertragen werden konnten.

Bei der Rückverwandlung der elektrischen Vorgänge in Schallwellen, also bei dem Bau des Empfängers, fußte Reis auf der schon seit 1831 bekannten Beobachtung, daß ein von einer Drahtspule umgebener Eisenstab zu tönen beginnt, wenn er von einem in der Stärke rasch wechselnden Strom durchflossen wird. Reis schaltete einen solchen einfachen Empfänger in den Stromkreis ein und hörte, vermittelt durch den tönenden Eisenstab, dieselben Laute, die die Membran seines Senders in Schwingung versetzt hatte. Der alte Wundertraum vom Fernhören war erfüllt.

Reizvoll sind die Überlieferungen aus der Zeit der ersten Versuche. Albert Sabarly, ein Schüler des Erfinders, erzählte gern, wie er die erste Empfangsstation auf einem Zwetschenbaum bedient hatte. Der Vater von Gräulein Balmer, der Hüterin des Homburger Museums, kam als Instrumentenmacher oft in das Garniersche Institut. Reis bat ihn eines Tages, einen Satz in das Telephon zu sprechen, der unmöglich erraten werden könnte. Zum Ergötzen derer, die am Empfänger gespannt warteten, hörten alle laut und deutlich: „Das Pferd frisst keinen Gurkensalat.“

Dann kam die denkwürdige Vorführung im Physikalischen Verein und nach langen Kämpfen auch der Tag der Anerkennung in Gießen, aber der eigentliche praktische Erfolg blieb aus. Niemand erkannte den Wert der Erfindung in seiner vollen Bedeutung. Ein kleiner Mechaniker in Frankfurt vertrieb im Auftrage des Erfinders Fernsprechapparate, das Stück zu acht und zwölf Gulden, besonders nach England und Amerika. Es existiert noch die Skizze einer Telephonanlage von der Hand des Erfinders mit einer Beschreibung in englischer Sprache, die er im Jahre 1863 an den Mechaniker Ladd sandte. Reis tat, was er konnte, um seine große Erfindung bekannt zu machen, er führte sie noch immer in Schulen vor, aber zu einer allgemeinen praktischen Anwendung kam es nicht.

Man gewinnt den Eindruck, als habe Reis schließlich selber das Interesse an seinem Telephon verloren, denn er beschäftigte sich in den folgenden Jahren mehr anderen Problemen. Er baute ein Dreirad. Die Kurbel wurde mit den Händen gedreht, die Steue-



Skizze des Senders in der ersten Veröffentlichung im Jahresbericht des Physikalischen Vereins 1860—1861.

rung geschah mit den Füßen. Nach verbürgten Nachrichten ist er mit diesem Fahrzeug oft von Friedrichsdorf nach Gelnhausen gefahren. Eine Fallmaschine zur Demonstration der Fallgesetze entstand, ebenso ein Wetterhäuschen für meteorologische Beobachtungen. In die Wasserleitung des Institutes baute er einen Wassermesser ein. Unermüdlich sammelte, entwarf und konstruierte er. Unterdessen ging im Auslande seine Erfindung ihren eigenen Weg.

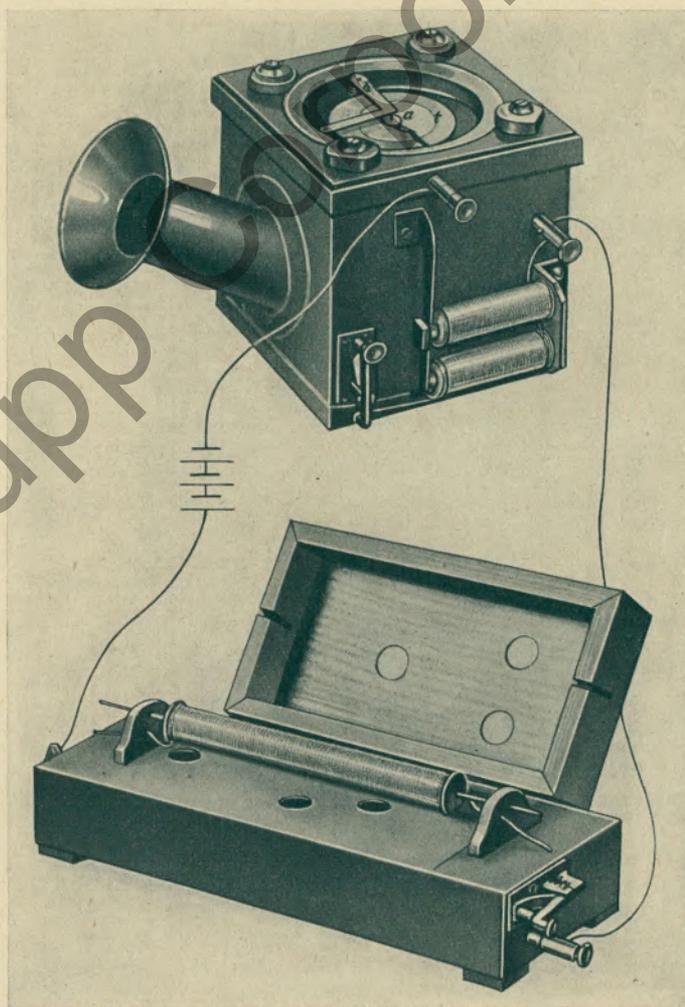
Schwere Krankheit besiel ihn: Tuberkulose. Ein tragisches Geschick wollte, daß derselbe, der der Welt die Möglichkeit des Fernhörens geschenkt hatte, zuletzt die Stimme verlor und seinen Beruf aufgeben mußte. Er starb 1874, vierzig Jahre alt.

Kurz vor seinem Tode flüsterte er seinem alten Lehrer, Hofrat Garnier, zu: „Ich habe der Welt eine große Erfindung geschenkt, ändern muß ich überlassen, sie weiterzuführen.“ Damit hatte er selber die Tragik seines Erfinderschicksals zusammengefaßt. Hughes, Bell, Gray, Edison und Siemens verbesserten sein Telephon. Der Sender, jetzt Mikrophon genannt, wurde immer vollkommener. Der Empfänger erhielt eine ganz neue Gestalt. Am 12. Januar 1881 wurde in Berlin das erste Fernsprechamt mit acht Teilnehmern eröffnet — das Telephon hatte seinen Siegeszug durch die Welt begonnen.

Um diese Zeit entsann man sich des halb vergessenen Friedrichsdorfer Schulmeisters. Heftige Kämpfe erhoben sich um die Priorität bei der Erfindung des Telephons. Professor Voetger und Dr. Volger, die beide noch Zeugen der Reischen Vorführung gewesen waren, traten für den toten Freund ein. Ein zusammenfassendes und abschließendes Urteil gab der englische Physiker Sylvanus Thompson, Professor an der Universität Bristol, in seinem bis heute noch nicht übertroffenen Werk: „Philipp Reis, Inventor of the Telephone.“ Darin weist der Engländer nach, daß das Telephon eine deutsche Erfindung ist.

Zuerst begann man in seiner engeren Heimat, den allzu früh Abgerufenen zu ehren. Der Physikalische Verein errichtete schon 1878 einen Gedenkstein auf seinem Grabe. Seine Vaterstadt Gelnhausen und Frankfurt setzten ihm Denkmäler. Aber er gehört nicht allein seiner Heimat, er gehört dem ganzen deutschen Volke, und die Worte, die Sylvanus Thompson bei der Enthüllung des Reis-Denkmals in Gelnhausen 1885 an die Festversammlung richtete, haben noch heute unbeschränkte Gültigkeit:

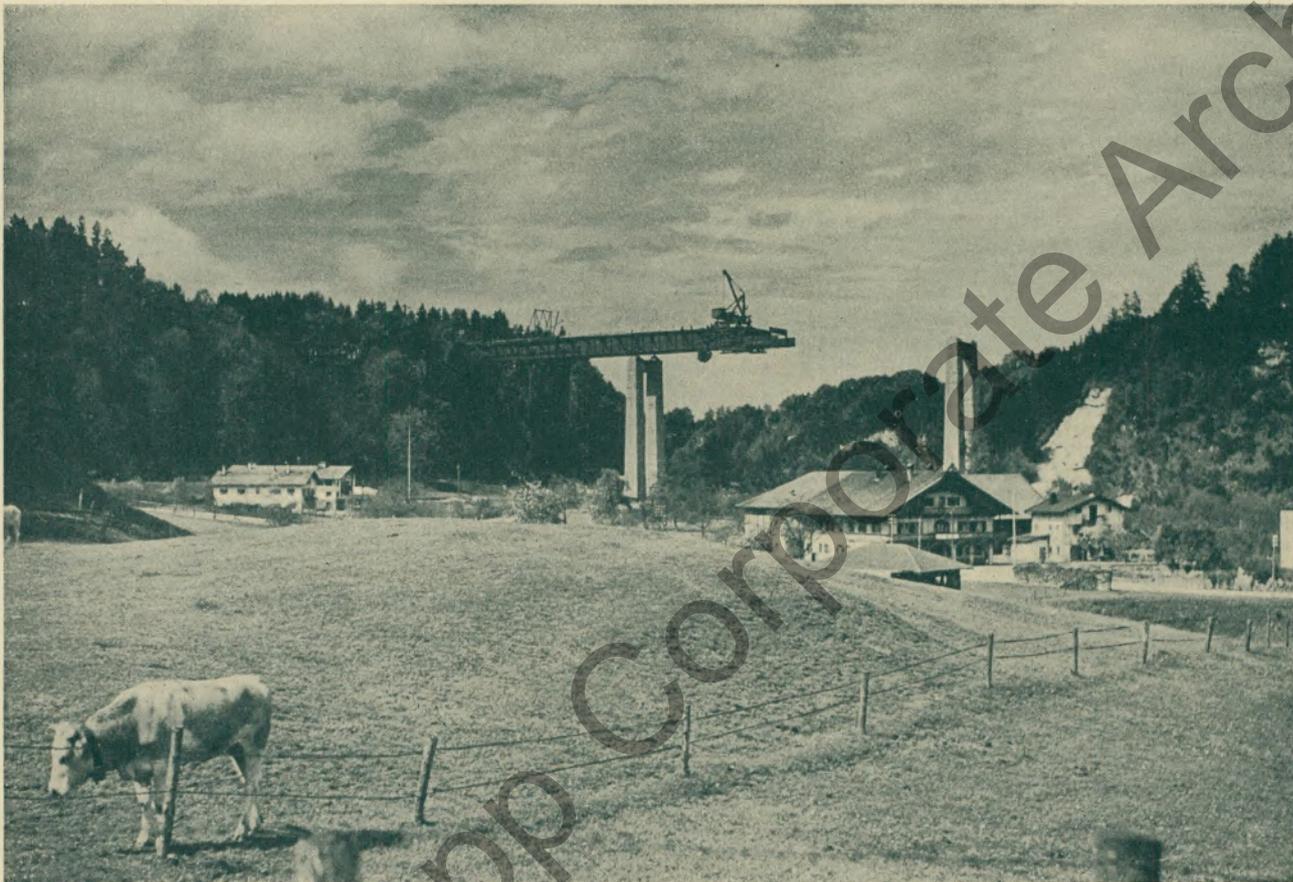
„Die Ehren, die die Welt Philipp Reis während seines Lebens vorenthielt, werden ihm jetzt, da er nicht mehr unter uns weilt, nicht länger vorenthalten, denn seine große Seele lebt noch unter uns und bewegt die Welt.“ Albert Barel.



Die erste Form des Telephons, die in den Handel kam. Beim Fürstenkongreß 1863 von Dr. Volger vorgeführt.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Die Mangfallbrücke entsteht.

Drei Lichtbilder: Hans Dietrich.

Wo das tief eingeschnittene Tal der Mangfall der Reichsautobahn München-Landesgrenze (Salzburg) ein Halt zu gebieten schien, haben deutsche Technik und Baukunst einen neuen Beweis ihres Könnens geliefert. Unter Verwendung hochwertigsten Baumaterials haben Ingenieure und Baumeister, Konstrukteure und Monteure bedeutender Hoch- und Tiefbauunternehmungen unter maßgeblicher Beteiligung der Dort-

munder Union Brückenbau-AG. ein Bauwerk errichtet, das in einer Gesamtlänge von 319,15 m und einer Höhe von 68 m das Mangfalltal überspannt. Infolge der großen Talhöhe, und weil die Heranschaffung des Baumaterials nur zum westlichen Hochufer möglich war, konnte die Montage der rd. 2800 t schweren Stahlkonstruktion des Überbaues nur in einer Richtung und größtenteils im Freivorbau erfolgen.

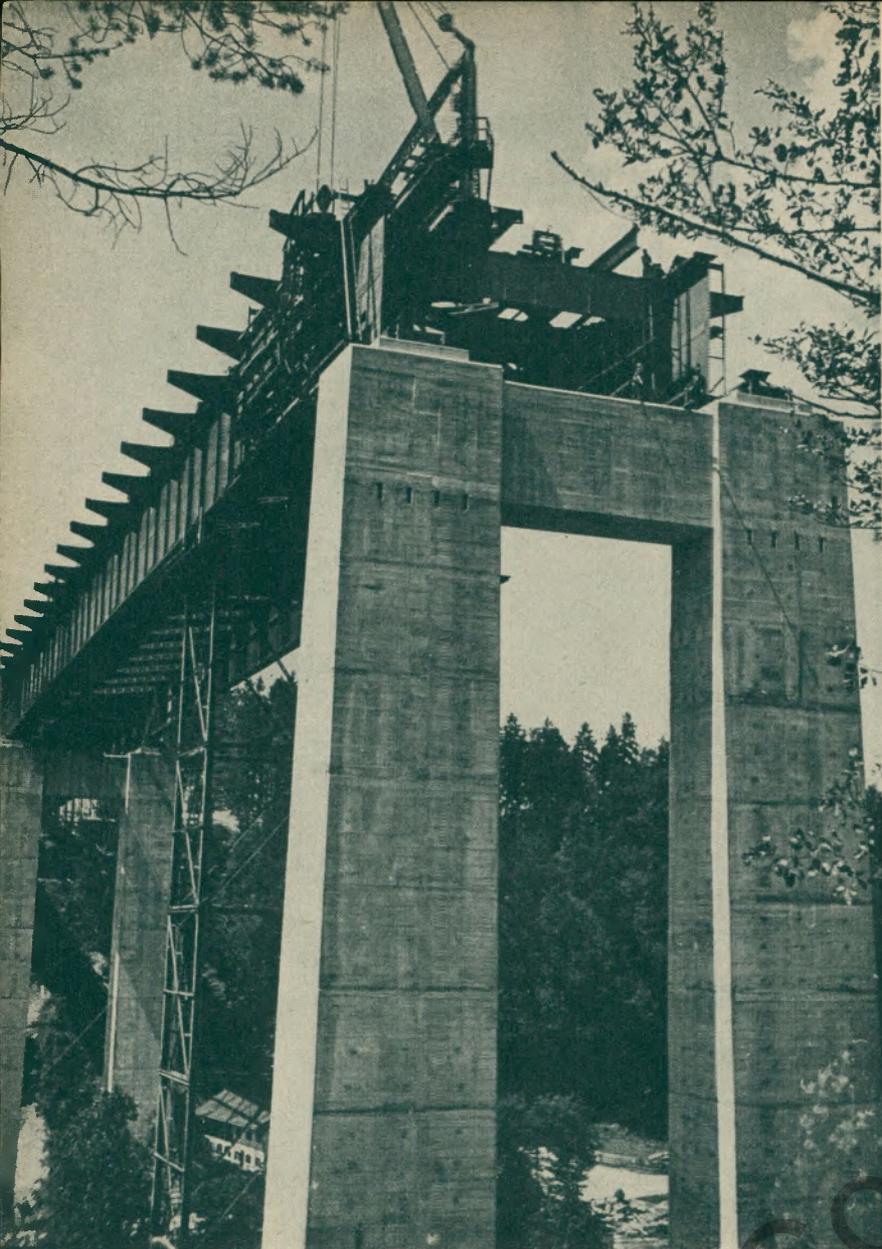
Das künstliche Haustier.

Über die Technik.

Aus „Deutsches Volkstum“, Monatschrift für deutsches Geistesleben.

1.
Unter all den Aufsätzen, die dem „Deutschen Volkstum“ angeboten wurden, hat sich nie eine geistvolle Arbeit über das Automobil, über das Flugzeug, über moderne Schiffbautechnik, über chemische Fragen usw. eingefunden. Zwar über weltanschauliche, geschichtliche, religiöse, erzieherische, literarische, künstlerische, volkskundliche Dinge erhalten wir Aufsätze genug, und wir könnten jederzeit diese oder jene Mitarbeiter um derlei bitten. Aber die Erzeugnisse der Technik und die technischen Produktionsmethoden scheinen nicht als Themen für Darlegungen geistiger Art

(und also in eine „Monatschrift für das deutsche Geistesleben“ passend) angesehen zu werden. Und doch handelt es sich auch in der Technik um höchste Leistungen menschlicher Intelligenz und — damit wir gleich zu Beginn sagen, worauf dies hinaus will — um eigenartige Zeugnisse des Volkstums. Warum sollte es nicht möglich sein, einen philosophisch durchleuchteten Essay über Automobile oder über sonst eine hochentwickelte Maschine in ebenso guter Sprache und ebenso fesselnd zu schreiben wie einen Essay über Kleists Amphitryon, über impressionistische Malerei, über Johann Sebastian Bach oder über Wikufind's Politik?



Der zweite Pfeiler ist erreicht.

Allen Schwierigkeiten und Hindernissen zum Trotz ist hier ein Brückenbauwerk entstanden, das auch den höchsten ästhetischen Ansprüchen gerecht wird und sowohl in der Schönheit seiner Linienführung als auch in seiner Einfügung in das Gesamtbild der Landschaft vorbildlich ist.

Aufsätze über technische Dinge pflegen entweder reine „Fachaufsätze“ oder „populäre“ Darstellungen zu sein. Die technische Literatur dient entweder den Kundigen oder der Popularisierung technischer Kenntnisse. Außerdem gibt es eine Art Philosophie der Technik, eine kulturphilosophische Betrachtung und Wertung des Technischen (Spengler, Jünger). Aber eine geistige Durchleuchtung und Darstellung der einzelnen technischen Leistungen und Erzeugnisse, die eine Verbindung des geistigen Lebens mit der technischen Welt herstellt, gibt es nicht.

Daß es nicht so sein muß, zeigt das militärische Schrifttum. Auch die Kriegführung ist ein „Fachgebiet“, das von „Fachleuten“ bearbeitet wird. Aber seit Guénienau und Clausewitz haben wir geistreiche militärische Darlegungen, die jeder Gebildete mit Nutzen lesen kann, nicht nur eine „populär“ zurechtgemachte Mitteilung des Wissenswerten, sondern eine Durchleuchtung der wesentlichen Probleme. Wenn es ein militärisches Schrifttum gibt, in dem die tiefsten Dinge so dargelegt werden, daß die geistige Nation daran teilnehmen kann, warum müssen wir eines entsprechenden technischen Schrifttums entbehren? Daß es so ist, muß seinen Grund in der geistesgeschichtlichen Entwicklung haben.

Die Naturwissenschaften bildeten sich als einzelne „Fachgebiete“ (Disziplinen) aus der Gesamtwissenschaft heraus. Sie blieben dabei zunächst im Zusammenhang mit dem allgemeinen geistigen Leben. Ein Alexander von Humboldt ist nicht nur „Fachgelehrter“, sondern er steht — noch mit der goethischen Universalität des Geistes verbunden — im Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Nation. Dann aber zerbröckelt der Zusammenhang zwischen Natur und Naturwissenschaften. Der Staat „unterstützt“

sie wie jede Wissenschaft, das Volk wirft sich mit Eifer auf Chemie, Physik usw., aber die Disziplinen lösen sich aus jener Geistigkeit, die mit dem Leben des Volkes als eines Ganzen selbstverständlich verbunden ist.

Die technischen Wissenschaften sind eine Fortbildung der Naturwissenschaften. Sie haben das Bestreben geerbt, sich als „Fächer“ zu sondern. So stark die technischen Fähigkeiten und Neigungen des deutschen Volkes sind, die Technik als Wissenschaft wird eigentümlich „ungeistig“, fachmännisch, spezialisiert. Sie ist nicht mehr geistige Bewegung, sondern Beruf. Damit ist die Gefahr gegeben, daß sie entgenialisiert, betriebsmäßig und schließlich unkritisch und mechanisch wird. Aber gerade in den technischen Wissenschaften darf der Drang ins Unbekannte nie unter der Notwendigkeit, das Bekannte zu überliefern, erlöschen. Dieser Drang darf nicht nur durch das Streben nach Patenten und nach Gewinn genährt werden, sondern er muß in seiner ursprünglichen metaphysischen Kraft lebendig bleiben.

Dazu aber ist eine geistige Verbindung zwischen Technik und Volk nötig. Die Popularisierung technischer Kenntnisse allein reicht nicht aus. Die technischen Dinge müssen gerade in ihren tiefsten Problemen geistig erfasst und sagbar gemacht werden. Es kommt sehr viel darauf an, daß und wie man eine Sache „sagen“, das heißt andere daran beteiligen kann.

Die Volksstimmung gegenüber der Technik wird von zwei Affekten beherrscht: von der Fortschrittsbegeisterung, wie herrlich weit wir es gebracht haben und noch bringen werden, und von dem Grauen vor der Zerstörung, die die Technik im biologischen Gesamtbestande des Volkes anzurichten scheint. Aus der Verschmelzung dieser Begeisterung und dieses Schauders ergibt sich heute vielfach eine „männliche“ Stimmung derart: Technik ist eine schlimme Sache, aber sie muß sein. Zuweilen überwiegt in dieser Gefastheit die Trauer, zuweilen die (böse anmutende) Freude über die Verluste am seelischen und sittlichen Erbbestand des Volkes.

Auch da, wo die naive Freude an der Technik und die primitive sowie die kulturelle Auflehnung gegen die Technik überwunden sind, da, wo man jenseits von Optimismus und Pessimismus die „Notwendigkeit“ der Technik als unvermeidliche Entwicklung des Lebens hinnimmt, neigt man dazu, in ihr eine „dämonische Macht“ zu sehen, die, vom Menschen gerufen, den Menschen überwältigt.

Diese Dämonisierung der Technik soll hier in Frage gestellt werden.

Für eine biologische Weltanschauung ist es nicht zufällig, sondern lebensbedingt, wann und wo die Technik entsteht und sich entwickelt. Warum entwickelte sie sich nicht bei den Ägyptern, Arabern, Chinesen, deren hohe geistige Begabung doch unzweifelhaft ist? Es bedarf zur Entstehung der Technik einer bestimmten geistigen Erbanlage und Reife.

Die weiße Rasse — die germanischen Völker und die romanischen, die Juden, soweit sie am Abendlande teilhaben, zuletzt auch die Slaven — hat einen Naturbegriff gewonnen, der die Technik ermöglicht und schließlich die Technik entwickelt. Dabei sind die verschiedenen Völker je nach ihrer Veranlagung verschieden vorgegangen, aber das Ganze der Technik bildet doch eine „Welt“, die an eine bestimmte Kultur, nämlich die abendländische, gebunden ist. Die treibende Kraft dürfte in der germanischen Rasse zu suchen sein, da erst nach der Durchsetzung des Germanentums in dem ganzen Lebensraum nördlich des Mittelmeeres die geistige Disposition zur Entstehung eines technischen Zeitalters gegeben wurde. Die Technik ist also etwas, das zu unserer Art gehört. Es hängt das mit dem immanenten Herrtentum der weißen Rasse zusammen. Das — in seiner Weise nicht unberechtigte und also beachtenswerte — Ressentiment gegen die Technik, gegen die „Entgöttlichung der Welt“, gegen die ganze „Ungezügelmäßigkeit“ des Technischen ist der Protest der „Unterdrückten“. Aber in dem Augenblick, wo wir diesem Protest nachgaben, würden wir schwach. Wir würden damit unsere eigene Art diffamieren. Ist die Technik etwas „Dämonisches“, so sind wir eine „dämonische Rasse“. Gut. Aber wir sind eben auch die Rasse, die zur Trägerin und Ausbreiterin des Christentums und damit einer nichtnatürlichen, einer „jenseitigen“ Gottheit geworden ist, einer Religion, die zwischen Gottheit und Natur eine Spannung (Sünde, das heißt Abfall des Menschen, und Gnade, das heißt Wiederannahme des Menschen) setzt. Es ist dies alles nicht zufällig so.

Für den Deutschen ist die Maschine, das Werk seines Geistes und seiner

Hände, etwas, das er der „Natur“ abgerungen hat. Aus seinem Verhältnis zur Natur heraus hat er die Natur in Dienst genommen. Er „beherrscht“ in der Maschine die Natur, aber diese Herrschaft ist Verantwortung. Ein guter Deutscher hat ein Verantwortungsgefühl für sein Automobil, er fährt es nicht mutwillig zuschanden, so wenig wie er ein Pferd mutwillig zuschanden reitet. Er „kennt“ „seinen“ Wagen, er weiß Bescheid, wie es darum steht, und sein „Herrschen“ schließt jederzeit ein „Dienen“ ein. So ist es beim Flugzeug, so bei der Seemaschine, so bei jedem technischen Werk unseres Geistes und unserer Hände. „Dämonisch“ ist die Technik nur für den, der sie ästhetisch betrachtet, oder aber für den, der sie, im Blick auf das Ganze der menschlichen Entwicklung, philosophisch betrachtet. Der, der an der Maschine steht, „betreut“ sie, wie der deutsche Ausdruck lautet.

4.

Wie es halbgezügelter Tiere gibt, die unberechenbar sind, so gibt es einen unvollkommenen Zustand der Technik. Wie ein Jagdhund, ein Reitpferd der vollendeten Disziplinierung bedarf, so eine Maschine der vollendeten Perfektionierung. Eine technische Anlage ist um so vollkommener, je weniger Menschenkraft sie braucht. Je vollendeter die Maschine, die technische Anlage, die Fabrik usw. ist, um so weniger menschliche Kraft, aber um so mehr Aufmerksamkeit hat sie nötig. Mit der Vollkommenheit verliert sie — wie das Tier die Wildheit — die Dämonie der Naturmacht. Aus der Dämonie wird Ordnung, aus der Wildheit wird Zucht. Der höchsten Züchtung der Pflanzen und Tiere entspricht die äußerste Vollkommenheit der Maschine.

Die Auffspürung der verborgenen Natur „mächte“, ihre rationale Beherrschung und vollendete technische „Zähmung“ ist die Aufgabe, die unsere Rasse in Angriff genommen hat. Wie die Zähmung und Züchtung der Tiere ein seelisches Verhältnis zu ihnen, eine „Liebe“ voraussetzt, so auch die Zähmung der Naturmächte. Sie bedarf der Leidenschaft zur Natur, des Einlebens in ihre Geheimnisse — nicht in der Art der Anbiederung, sondern der Herrschaft. Es ist eine kriegerische, männliche Liebe: so, wie man ein wildes Tier bezwingt und Gehorsam lehrt.

Das ist der seelische Grund der Technik. Es ist ein Eroberertum.

Das einmal Erkannte kann gelernt, das einmal Geleistete kann nachgemacht, das einmal Eroberte kann besessen werden. Was die weiße Rasse in der Technik erreicht hat, kann von andern Rassen gelernt und ebenfalls geleistet werden. Überlegenheit besteht nur im Voranschreiten, im Führen. Damit ist der Zwang gegeben, die Technik fortzuentwickeln, neue Mächte zu erkunden, ihre Zähmung in Maschinen und Anlagen bis zur letzten Vollkommenheit zu treiben. Ermattet diese Erobererlust, so geht der Vorrang der Rasse verloren. Darum ist die biologische Bedeutung der weißen Rasse gebunden an Forschung und technischer Vervollkommnung.

Diese Rasse treibt die Dämonen aus durch Erkenntnis, sie bändigt sie durch Technik. So macht sie sich die Mächte der Natur gehorsam und die Natur zu ihrem Hause.



Freivorbau.

Sinnvoll ergänzen sich hier wie in anderen gewaltigen Bauwerken, die überall von dem friedlichen Aufbauwillen Deutschlands künden, Stein und Stahl. Es ist Stahl, erzeugt in den Hochofen an Rhein und Ruhr, der hier, unweit der Olympischen Winterspiele, eine Brücke von Ufer zu Ufer schlägt; und es ist der gleiche Stahl, der erklingt, wenn mit ihrem Schall die Olympiaglocke, gegossen in der Glockenwerkstatt des Bochumer Vereins, die Jungmannschaft aller Nationen der Welt zum friedlichen Wettstreit nach Berlin ruft.

Was wird aus den Kindern und den Jugendlichen in der Sowjetunion?

(Nach sowjetrussischen Blättern der jüngsten Zeit.)

Aus einem Aufsatz von Henri Le Faucon in „La Revue Hebdomadaire“, Paris.

In den letzten Jahren hat die sowjetrussische Presse nur selten von den in der Sowjetunion begangenen Verbrechen und Vergehen gesprochen. Seit einigen Monaten jedoch verheimlicht die Sowjetmacht, das Anwachsen der Kriminalität nicht mehr. Die gesamte Presse widmet jetzt den „Apachen“-Verbrechen und den Taten des Banditentums eine besondere Rubrik.

Die Sowjetmacht ist durch die Zunahme des Banditentums dermaßen beunruhigt, daß sie am 7. April 1935 eine Verordnung über die Todesstrafe für Kinder im Alter von zwölf und mehr Jahren erlassen hat. In dieser Verordnung heißt es:

„Maßnahmen zur Bekämpfung der Kriminalität Minderjähriger. Beschluß des Zentralkomitees und des Rates der Volksbeauftragten der Sowjetunion.

Um mit der Kriminalität unter den Minderjährigen rasch aufzuräumen,

beschließen das „Zit“ (Zentralkomitee) und der Rat der Volksbeauftragten der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken:

1. Minderjährige im Alter von zwölf und mehr Jahren, die des Diebstahls, der Gewalttätigkeit, der Körperverletzung, der Verstümmelung, des Mordes oder des Mordversuches überführt sind, werden hinfort vom Strafgericht unter Anwendung aller Strafen des Strafgesetzbuches abgeurteilt;

2. Personen, die überführt sind, Minderjährige zur Teilnahme an Verbrechen angestiftet oder herangezogen oder Minderjährige zur Beschäftigung mit Spekulation, Prostitution, Bettelerei usw. gezwungen zu haben, werden mit Gefängnis nicht unter fünf Jahren bestraft...

M. Katinin, W. Molotow, J. Alkulow.

Die Vertreter der sowjetrussischen Presse haben den Chef der Miliz des Nordrjons um Angabe ersucht, wer unter der Bevölkerung Banditentaten ausführe.

„Wer die Banditen sind?“ antwortete er. „In den meisten Fällen sind es Überbleibsel der besiegten Klassenfeinde, zuweilen politisch rückständige Arbeiter. Siebzig Prozent der des Banditentums Angeklagten sind Jugendliche im Alter der Komsomolzen (Mitglieder der kommunistischen Jugendverbände).“ (Pr. C., Nr. 48, 1935.)

Der Ural-Korrespondent der „Koms. Prawda“ (Nr. 83, 1935) legte folgendes bezeichnende Eingeständnis ab: „Die verbrecherischen Elemente

haben sich als unseren Kämpfern aus den Komsomols (kommunistischen Jugendverbänden) und unseren 'Pionieren' (Pfadfindern) weit überlegene Organisatoren erwiesen. Es ist ihnen gelungen, eine große Menge Schüler ihrem Einfluß zu unterwerfen."

Einige Zitate aus Sowjetblättern zeigen in beredter Art den sittlichen Stand des sowjetrussischen Schülers:

Folgendes sagt der Leitartikel der „Pravda“ vom 28. Februar 1935: „Man muß in der Schule eine bolschewistische Ordnung errichten, da die Kinder sich in der Schule verlassen und vereinsamt fühlen. Das reißt sie vom öffentlichen Leben fort und treibt sie zur Frechheit und zum Banditentum und zuweilen zur Kriminalität.“

Dieser Leitartikel wurde von der ganzen Sowjetpresse abgedruckt.

Der „Koms. Pravda“ (Nr. 72, 1935) entnommen: „Die insbesondere zur Bekämpfung des Vorhandenseins verwahrloster Kinder und des Kinderbanditentums geschaffene Zentralverwaltung ist dadurch bemerkenswert, daß sie alle Tage die Miliz herbeiruft, damit sie ihr gegen den Ansturm der Kinder Hilfe leiste.“

Der Odessaer Fall stellt keine Ausnahme dar.

Im Ural ist es noch besser! Hier sind die Sowjetschüler in regster Weise in den Diebesbanden tätig. Sie beteiligen sich an Mordtaten, Diebstählen und anderen Verbrechen. „Zugleich haben die Banditen“, berichtet die „Koms. Pravda“ (Nr. 83, 1935), „eine solche Macht gewonnen, daß sie den Pionieren das Tragen roter Halsbinden verbieten.“

In gewissen Arbeiterstädten sind Berichte über die Massenschlachten der Schüler unter den „Lokalen Nachrichten“ zu finden, und es ist zu bemerken, daß diese Schüler unter dem Einfluß verbrecherischer Elemente vollkommen organisiert sind und Zusammenkunftsräume besitzen. In Kaba-kowß haben sie am hellen Tage den Vorsitzenden des Dorffowjets ausgeplündert.

Im Donez-Kohlenbecken terrorisieren Banden junger Kommunisten und Schülerbanditen die Einwohnerschaft von Dnjepropetrowsk, ermorden die aktiven Kämpfer der kommunistischen Partei und schlagen die Schüler nieder, die nicht zu ihnen halten (Kom. Pr., Nr. 64, 1935).

In Archangelsk, das ist in einem ganz entgegengesetzt liegenden Gebiet, plünderten die Schülerbanditen das Alkohollager, töteten einen aktiven Parteikämpfer und sabotierten den Festabend zur Fünfzehnjahresfeier der Befreiung des Nordens, indem sie in den Saal eindrangen und alle örtlichen Behörden daraus verjagten (Pr. S., Nr. 77, 1935).

Im sowjetrussischen Ostasien ist die Lage kaum glänzender.

So zeigen sich in den Wladiwostoker Schulen die „Banditen“ dermaßen vorwiegend, daß die städtische Unterrichtsverwaltung erklärt, sie nicht bändigen zu können (Krafn. Enam. Wlad., Nr. 69, 1935).

Die Sowjetzeitung „Ja Kom. Profw.“ (Nr. 53, 1935) entwirft ein erschreckendes Bild der Verhältnisse, unter denen gegenwärtig die Sowjetschüler ihren Studien obliegen: „An der Kutyschew-Schule Nr. 1 hat der Parteikämpfer Orlow die ‚Banditen‘ zur Anzeige gebracht. Am 11. April wurde ihm in der Schule angekündigt, er werde getötet werden. Die ganze Klasse erwartete von einer Minute zur anderen die Vollstreckung des Urteils der ‚Banditen‘; nur die Lehrer wußten nichts davon. Die Kinder zitterten und vermochten dem Unterricht nicht zu folgen. Vier Tage darauf wurde das Urteil vollstreckt: am 15. April wurde Orlow während des Unterrichts von dem Schüler Sidorow erdolcht.“

All dies trug sich in der fünften Klasse, also unter Kindern im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren, zu.

Oft ereignen sich Fälle von Banditentum, die den Sowjetsitten dermaßen eigentümlich sind, daß selbst die Presse sie nicht dem Klassenfeind zur Last legen kann.

Diese Fälle geben ein richtiges und genaues Bild vom Stand der „proletarischen“ Kultur in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken.

Die Sowjetzeitung „Kom. Pr.“ (Nr. 59, 1935) teilt mit, daß man in Moskau folgende Maßnahmen zur Bekämpfung des Banditentums in den Elementarschulen, das heißt Schulen für Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren, getroffen habe: Verweisung der Schulbanditen von der Schule, gerichtliche Verfolgung ihrer Eltern, Einteilung der Stadt in besondere Bezirke zur Bekämpfung des Banditentums, Schaffung besonderer Milizabteilungen usw. . . .

Wir stellen durch die Lektüre der offiziellen Sowjetpresse fest, daß über die gesamte Ausdehnung der Sowjetunion hin, von Archangelsk bis zum Kaukasus, von Odessa bis zum Ural und von Moskau bis Wladiwostok, die kommunistische Erziehung ihre Früchte trägt.

Erwachsene lernen schneller als Kinder.

Aus „Science News Letter“, Washington.

Das Lernen kann nicht mehr ausschließlich als eine Beschäftigung für Kinder angesehen werden, die in den Jugendtagen, in der die Zeit wenig Geldwert hat, durchzuführen ist. Die Welt ändert sich so schnell, daß das, was heute Tatsache ist, im Verlaufe von zehn Jahren zum Trug werden kann. Das jetzt vom Knaben erlernte Gewerbe kann veraltet sein, ehe er ein alter Mann ist. Erwachsene empfinden es jetzt als Bedürfnis, zur Schule zu gehen, und die bedauerliche Arbeitslosigkeit hat glücklicherweise neue Freizeit für das neue Bedürfnis nach dem Lernen der Erwachsenen mit sich gebracht.

Können aber Erwachsene lernen? Kann man im vorgeschrittenen Alter neue Fertigkeiten entwickeln?

Dies wird nachdrücklich bejaht durch Dr. Edward L. Thorndike, den bekannten Psychologen am Lehrerausbildungs-College der Columbia-Universität in Newyork. Er hat festgestellt, daß diejenigen, die über das mittlere Alter hinaus sind, nicht so rasch lernen wie die im frühen Erwachsenenalter. Aber sie können lernen, und sie lernen auch, wenn sie den Willen dazu haben.

„Ein Fünfundsechzigjähriger kann damit rechnen, daß er in einer Stunde mindestens halb soviel lernt, wie er mit fünfundzwanzig Jahren lernen konnte, und mehr, als er im Alter von acht bis zehn Jahren zu lernen vermochte“, sagt Dr. Thorndike in der Einleitung zu seinem Buch „Adult Interests“ (Interessen der Erwachsenen).

Er und andere Psychologen haben festgestellt, daß die Kindheit nicht die beste Zeit zum Lernen ist. Das beste Alter zum Lernen im Sinne des größten Gewinns aus der auf das Lernen verwendeten Zeit sind die Zwanzigerjahre. Jedes Lebensalter von fünfzehn bis fünfundvierzig ist besser als das Alter von zehn bis vierzehn Jahren.

Wie kommt es dann aber, daß Erwachsene im allgemeinen sich nicht viel aufs Lernen verlegen?

Nach Dr. Thorndike sind die Hauptgründe mangelndes Interesse am Lernen und das Vorherrschen anderer konkurrierender Interessen. „Lernen erfordert stets Zeit und gewöhnlich auch einige Sorgfalt und Mühe. Im Wettbewerb um die Freizeit und Aufmerksamkeit des Erwachsenen steht es sich einer Menge anderer etwaiger Betätigungen gegenüber: Schlaf, Ruhe, Ausspannung, Anregung, Kampf, körperlichen und geistigen Übungen nicht belehrender Art, produktivem Arbeiten über das vernünftige Maß hinaus, Familiensinn, Gottesdienst usw. Wenn es zum Lernen kommen soll, muß ihm vor diesen Dingen der Vorzug gegeben werden; es muß mehr Verlangen danach, mehr Interesse dafür bestehen, entweder um seiner selbst willen oder wegen davon erhoffter Folgen.“

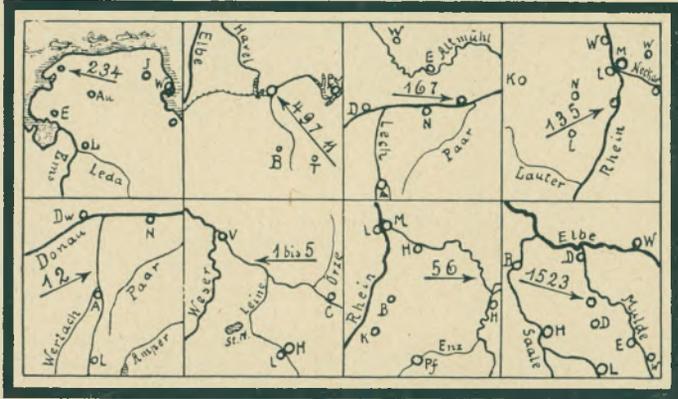
Es ist nicht nötig, daß der zu erlernende Gegenstand an und für sich das Interesse weckt. Das Interesse braucht nicht natürlich zu sein. Es kann durch Lehrer oder Freunde oder durch den eigenen Willen geweckt werden.

Es gibt Fälle, in denen Erwachsene Dinge, für die sie sich unmöglich interessieren können — törichtes Zeug, zum Beispiel Wörter rückwärts auf der Maschine zu schreiben oder Bälle über ihren Kopf weg auf ein unsichtbares Ziel zu werfen —, gut gelernt haben, wenn ihr einziger Grund für den Wunsch zum Lernen irgendein „hintergründiges“ Motiv war. „Wenn jemand den lebhaften Wunsch hat, die Eignung für eine bestimmte Tätigkeit zu erwerben, für die wenig schmackhafte Tatsachenkenntnisse oder Fertigkeiten erforderlich sind, so wird sein Wunsch genügend Interesse erwecken, um seinen Geist an der Arbeit zu halten und die richtigen Gedanken und Handlungen zu festigen.“

Erwachsene sollten besser als Kinder wissen, welche Kenntnisse und welche Fertigkeiten für sie von Wert sein werden. Daher dürfte der Wunsch zum Lernen die treibende Kraft liefern, den Geist bei der Arbeit zu halten, wenn das Interesse am Gegenstand selbst erlahmt. Sie sollten nicht in dem Maße wie Kinder äußerer Lockmittel — Lob, Preise und Beförderungen — bedürfen.

Der Nussknocker

Geographisches Formenrätsel.



Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen zunächst gesucht werden. Die Ziffern auf den Pfeilen bezeichnen die Buchstaben der Namen, die in der angegebenen Reihenfolge zu einem Erfahrungssätze zusammengestellt werden sollen. E. H.

Ist das möglich?

Es hat der Henker zwar, doch auch die Nonne,
Im Donner hörst du es, siehst's in der Sonne,
Der Regen bringt es mit, nie kommt's zur Erde,
Der Künstler braucht es stets, nicht der Gelehrte.
Es haben Neffen, Nichten, Onkels, Tanten,
Wie überhaupt die sämtlichen Verwandten,
Der Ahn, der Sohn, die beiden Ehegatten,
Und doch: Geschwister, Töchter es nie hatten.

W. J.

Silben-Kapsel-Spruchrätsel.

(Gesellig geschüttelt).

a - a - a - a - ba - ben - berg - chel - der - ei - er - fi - flie - hae - her - la - la - ler - mal - met - min - mne - ne - schwind - so - ster - stie - strind - ta - ta - teu.

Aus vorstehenden 31 Silben sind 10 Wörter zu bilden. In jedem Lösungswort ist ein kleineres Wort eingekapselt, dessen Buchstabenanzahl sich jeweils aus der Anzahl der Zahlen ergibt, die hinter den Worterklärungen stehen. Diese Zahlen geben weiter an, in welche Felder der Figur die einzelnen Buchstaben der Kapselwörter einzutragen sind. Beispiel: 1. Minnesota, Kapselwort Inn. I ist in Feld 9, N in Feld 13, M in Feld 17 einzutragen. Die in die Figur eingetragenen Buchstaben ergeben, im Zusammenhang gelesen, ein Wort von Fichte.

1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35

Bedeutung der einzelnen Wörter und Stellung der Kapselwortbuchstaben: 1. Staat der USA. (9, 13, 17). 2. Betrüger (32, 28, 6, 7). 3. Christbaumschmuck (23, 19, 25). 4. Blütenstrauch (16, 5, 4, 14). 5. Straferlaß (29, 30, 20, 21). 6. Schwedischer Dichter (34, 22, 10, 26). 7. Durchscheinender Gips (2, 1, 18). 8. Italienische Hafenstadt (24, 12, 3). 9. Aufregendes Erlebnis (33, 31, 35, 27). 10. Einheimischer Waldogel (15, 11, 8). Fr. C.

II/47

Die Quelle.

Wir halten es nicht für ausgeschlossen, daß ein Teil unserer Leser beim Durchblättern des vorliegenden Heftes es etwas mit der Angst bekommt, und es sei zugegeben: auf den ersten Blick scheint die gebotene geistige Kost z. T. unverhältnismäßig schwierig und anspruchsvoll. Aber man mache nur einmal den Versuch und wage sich sowohl an den Vortrag von Komereil über „Schiller als Gestalter des handelnden Menschen“ (der ungekürzt in ungefähr doppeltem Umfang beim Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, als Sonderdruck erschienen ist) als auch an den Auszug von Walter von Molos „Schillerroman“, und man wird einen inneren Gewinn verbuchen können, der sich bei wiederholtem Lesen nur noch steigert. Insbesondere das Kernstück, das Zwiegespräch Schiller-Goethe, ein Meisterwerk der Einfühlung in die auf ganz verschiedenen Wegen demselben Ziel zustrebende Ideemwelt der beiden „Dioskuren“, wiegt in seiner Klarheit und der Fülle der in ihm angeschnittenen und gelösten Fragen eine ganze Buchreihe weltanschaulicher und naturwissenschaftlicher Untersuchungen auf. Wir danken dem Verlag Holle & Co., Berlin, der kürzlich das 100. Tausend (!) des Schillerromans herausgebracht hat, ganz besonders für seine Erlaubnis zum Abdruck und behalten uns vor, später ausführlich auf dieses Werk zurückzukommen.

Lösungen aus dem Januarheft.

Rösselsprung.

Neujahr.

Will das Glück nach seinem Sinn
Dir was Gutes schenken,
Sage Dank und nimm es hin
Ohne viel Bedenken.

Jede Gabe sei begrüßt,
Doch vor allen Dingen:
Das, warum du dich bemüht,
Möge dir gelingen.

Wilhelm Busch.

Verschieberätsel.

Kjellin, Héroult.

Verbrätsel.

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie lenken ihn bald süd-, bald nordwärts;
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken,
Um recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.

Silbenzusammenstellrätsel.

1. Jeremiade. 2. Thüringen. 3. Nachtschatten. 4. Janitscharen.
5. Schlüsselbein. 6. Undine. 7. Jugendherberge. 8. Fruchtnoten.
9. Gibraltar. 10. Edelstein. 11. Mittelschule.
Jede Tür hat ihren Schlüssel, und in jeder Not gibt es ein Mittel.

Silben-Kapsel-Spruchrätsel.

1. Schußmann (Hut). 2. Rentierflechte (Lech). 3. Rossitten (Sitte).
4. Langensalza (Salz). 5. Brindisi (Rind). 6. Bestwetzung (Luer). 7. Mabbaster (Bast). 8. Wernigerode (Niger).

Nichts halb zu tun ist edler Geister Art.

95

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Ferien...

Eigentlich wollte ich mich
hier erholen...

Zeichnung von Kurt Flemig.

Der Herr hatte sehr viele Wünsche. Rasieren, Haare schneiden, frisieren, maniküren und parfümieren. Dann setzte er seinen kleinen Jungen auf den Stuhl und ließ dem noch die Haare schneiden.

„Verkaufen Sie auch Zigarren?“ fragte er so nebenbei den dienstbesessenen Friseur.

„Leider nicht, mein Herr, aber dort drüben ist ein Tabakgeschäft.“
Worauf der Herr eiligst hinüber eilte. Nach einer viertel, halben Stunde war er immer noch nicht zurück.

„Sag mal, mein Junge“, erkundigte sich der Friseur, leicht beunruhigt, „kommt denn dein Vater gar nicht wieder?“

Da antwortete der Kleine: „Das ist doch nicht mein Vater! Das ist ein ganz fremder Herr, der mich auf der Straße gefragt hat, ob ich mir umsonst die Haare schneiden lassen will!“
(Koralle.)

*

„Nicht wahr, Willi, es ist doch schön, so auf meinen Knien zu reiten?“
„O ja, Onkel, aber neulich habe ich im Zoo auf einem richtigen Esel geritten, das war noch viel schöner!“
(Berliner Illustrierte.)

*

Vater: „Aber Junge, wie siehst du wieder aus? Hast du jemals gesehen, daß ich so schmutzige Hände habe?“
Frischen (weinend): „Als du so klein warst wie ich, da habe ich dich ja noch gar nicht gekannt.“
(Kölnische Illustrierte.)

Mar hat Paulchen eine Ohrfeige runtergehauen. Paulchen heult.
„Schämst du dich nicht?“ sagt der Lehrer zu Mar. „So ein großer Kerl einem kleinen Jungen eine Ohrfeige geben! Was willst du denn mal werden?“

„Lehrer“, sagt Mar.

(Koralle.)

*

Das Kind.

Der amerikanische Lehrer Mr. Abingdon hat Stellen aus Schulaufsätzen von Schülern und Schülerinnen der Staaten Massachusetts und New Jersey gesammelt. Darunter finden sich folgende Perlen:

Ein elfjähriger Knabe soll beschreiben, was ein Alt und was ein Sopran ist: „Der Alt ist die allerniedrigste Sorte Musik und wird nur von Damen benutzt.“

Ein anderer Knabe über den Unterschied zwischen der mohammedanischen und der christlichen Religion: „Mohammedaner dürfen viele Frauen haben, ein Christ dagegen nur eine einzige. Das nennt man Monotonie.“

Aber den Rekord dürfte doch wohl ein Bostoner Schüler schlagen, wobei allerdings der Humor vielleicht nicht ganz „unschuldig“ ist. Auf die Frage: „Welche Rolle spielte die amerikanische Flotte im Weltkrieg?“ antwortet er: „Sie spielte die amerikanische Volkshymne.“
(Atlantis.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69. —
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.